

Judith Gautier, Catulle Mendès und Villiers de l'Isle-Adam bei Richard Wagner in Tribschen (1869)

Autor(en): **Weber, Alois**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **102 (1949)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-118368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Judith Gautier,
Catulle Mendès und Villiers de l'Isle-Adam
bei
Richard Wagner in Tribschen (1869)

Alois Weber

Einleitung

In diesem begeisterten und harmonisch auf Wagnermusik eingestimmten Dichtertrio¹ führte Judith Gautier den Dirigentenstab. Auf ihre Anregung hin fand die Fahrt nach Tribschen statt. Die ahnungslose Musikschwärmerin währte nicht, daß ihre bezaubernde Schönheit und außerordentliche Intelligenz den alternden Meister einige Jahre später ganz in ihren Bann ziehen und daß sie seine letzte Liebe verkörpern würde. Nie verriet sie das Geheimnis.

Bei ihrem Tode (26. Dezember 1917) erwähnten die Zeitungen ihren Namen, man rühmte ihr Werk und ihre eigenartige

¹ Die folgenden Angaben sind bestimmt für Leser, welche diese drei Schriftsteller wenig kennen.

Judith Gautier. (1845—1917)

Ihre Betätigung als Schriftstellerin hat Willi Schuh in der Einleitung zu seinem Werk «Die Briefe R. Wagners an J. Gautier» (1936) treffend skizziert: «Die Welt des Orients eröffnete sich ihr mit ihrem ganzen Zauber und ließ sie nicht mehr los ihr ganzes Leben lang. In einer Reihe von Romanen, Erzählungen und Theaterstücken hat die intensive Beschäftigung mit dem fernen Osten ihren reizvollen künstlerischen Niederschlag gefunden. Als eine der feinsinnigsten Vermittlerinnen orientalischer Geisteskultur an den Westen hat Judith Gautier in der französischen Literatur eine neue Note angeschlagen und mit ebensoviel dichterischem Charme als umfassendem Wissen zum Klingen gebracht.»

Ihr Werk besteht aus 35 Romanen, Novellen, Gedichtbänden, 14 Theaterstücken und einer Menge von Artikeln und Abhandlungen. Seit dem 26. Oktober 1910 war sie Mitglied der Académie Goncourt.

Persönlichkeit, dann wurde es still um sie: es war Krieg, und Frankreich trauerte um seine Toten auf den Schlachtfeldern.

Im Nachlasse Judiths befanden sich wohlversorgt geheime Briefe Wagners intimen Charakters aus den Jahren 1876—1878, also nach der Zeit, als sie ihn in Bayreuth besucht hatte. Sie fielen in neugierige Hände. Bald nach dem ersten Weltkrieg brachten Zeitungsartikel Auszüge aus den Briefen. Man horchte gespannt auf, begierig mehr zu vernehmen. Erst als sie (1931) in den Besitz der Nationalbibliothek gelangten, wurde das Geheimnis gelüftet, allerdings nur teilweise, denn wir kennen nur

Ein dreibändiges Werk, «Le Collier des jours», enthält ihre Lebenserinnerungen. Im 2. Band: «Le second rang du Collier», erzählt sie auch ihre ersten Beziehungen zu Wagner vor der Reise nach Luzern.

Die frischen Eindrücke der Fahrt nach Tribschen finden sich in einer Folge von Zeitungsartikeln: Le Rappel, 3. August, La Liberté, 7., 24. August und 7. Oktober 1869.

Sie führt sie viel weiter aus nebst ihren weiteren Beziehungen zu Wagner im 3. Bande, «Le troisième rang du Collier» (1909).

Zu erwähnen ist noch folgendes Werk: «Richard Wagner et son oeuvre poétique, depuis Rienzi jusqu'à Parsifal» (1882).

C a t u l l e M e n d è s (1841—1909)

Bei der Gründung des Parnasses spielte er eine bescheidene Rolle: Die Freigebigkeit seines Vaters, eines jüdischen Banquiers, erlaubte dem achtzehnjährigen noch unbekanntem Dichter, die Zeitschrift «Revue fantaisiste» zu gründen. Das war eine der Quellen der neuen Literaturströmung, von der Mendès später die Geschichte schrieb. (La légende du Parnasse contemporain.) Die Revue machte etwelches Aufsehen und zählte bald bekannte Mitarbeiter, von denen einige berühmt wurden: Baudelaire, Banville, Arsène Houssaye, Théophile Gautier, Daudet, Villiers de l'Isle-Adam, und auch Wagner. In Paris besorgte er dessen Geschäfte, ließ seine Texte übersetzen, half Konzerte mit Auszügen aus seinen Werken veranstalten.

Schriftstellerisch gewandt, aber oberflächlich, betätigte er sich in Poesie und Prosa; indessen werden seine schlüpfrigen und schwülstigen Gedichte, Romane und Theaterstücke kaum mehr gelesen.

Ueber den Besuch bei Wagner schrieb er in der Zeitung «Le National» eine Reihe von romantisch aufgebauchten Artikeln (20. Juli, 3. und 7. August 1869). Diese losen Reiseblätter, etwas mehr als ein Dutzend Seiten, verwendete er noch für das Tribschenkapitel seines Wagner-Buches (1886).

V i l l i e r s d e l' I s l e - A d a m (1838—1880)

Der Graf Villiers de l'Isle-Adam stammt aus einem berühmten Adelsgeschlecht aus der Bretagne, das bis 1067 hinaufreicht und zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten aufweist. Sein Vater war ein naiver mystischer



Judith Gautier

*Photographie aus dem Werk von Dita Camacho: Judith Gautier, sa vie et son œuvre
(Paris, librairie Droz, 1939)*

einen Teil der Korrespondenz, da wahrscheinlich Cosima nach dem Tode ihres Gemahls die Antworten Judiths vernichtet hat.²

Der Inhalt der Briefe Wagners an seine Freundin wirft einiges Licht auf ihre Beziehungen und doch kein vollständiges. Sicher schmeichelte es der Schülerin, die Liebe des Meisters zu besitzen, aber es hat den Anschein, daß sie — abgesehen von gewissen Unvorsichtigkeiten — sich beherrschen konnte, da ihre Zuneigung intellektueller Natur war und nicht die Grenzen von dem überschritt, was ein französischer Schriftsteller «*amitié amoureuse*» nennt. Sie begnügte sich, die Flamme zu sein, welche dem Genie Wagners den Aufschwung zur Vollendung des Parsifals verlieh.

Durch ihr intimes Verhältnis zu Wagner ist sie, die am literarischen Himmel Frankreichs als Stern zweiter oder dritter Größe glänzt, bekannter geworden als durch ihre Schriftstellerei. Die Biographen sahen sich nun vor die Aufgabe gestellt,

Seher, der, vom Wahne beherrscht, den Reichtum der Ahnen wieder hervorzuzaubern, sein Leben damit verbrachte, Schätze in der sagenumwobenen Bretagne aufzustöbern. Damit stürzte er seine Familie in Armut.

Villiers kam 1857 nach Paris und verkehrte im Literatenkreis Parnaß. Seine ersten Gedichte stehen unter diesem Einfluß. In dieser Zeit begeisterte er sich auch für die deutsche Philosophie (Hegel und Fichte), den Okkultismus und die Musik von Wagner. Obgleich er wegen seiner Armut der sogenannten Künstler-Bohème angehörte, bewahrte er dennoch die höchste moralische Würde. Selbst in den verzweifelndsten Stunden zeigte er sich stets als Katholik, Aristokrat und makelloser Ehrenmann.

Sein Werk umfaßt, nebst den Gedichten, sechs philosophische Dramen, drei große Romane und etwa siebzig symbolische Erzählungen. Sein originelles Genie blieb aber verkannt. Erst die heutige Kritik anerkennt ihn als großen Schriftsteller. Gegen 1930 veröffentlichte Marcel Longuet eine elfbändige Gesamtausgabe (*Mercure de France*) und bekundete so das Interesse der Nachwelt.

Von keinem Zeitgenossen scheint Villiers so eingenommen wie von Wagner, das bezeugen schon seine Reisen nach Luzern und später nach Bayreuth. Außer vereinzelt Stellen in seinen Werken beziehen sich fünf Novellen teilweise und ganz auf Wagner. Dieser ist für ihn das Symbol des Künstlers, der über die spießbürgerliche Welt, die Feindin der wahren Kunst, den Sieg davonträgt.

² Nationalbibliothek, Briefe Wagners an Judith Gautier. Ms. Fr. nouvelles acquisitions 12 235. Don. Ms. 6103.

Veröffentlicht wurden die Briefe Wagners von J. Tiersot, 1935; auf deutsch und mit einer Einleitung versehen von Willi Schuh, 1936.

die Lebensgeschichte des Meisters um eine neue Heldin zu bereichern.³ Damit wurde auch ihrer ersten Begegnung mit Wagner in Tribtschen, die bisher nur nebenbei erwähnt worden war, vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt. Nie wurden aber die vorhandenen Quellen ausgeschöpft, und eine ausführliche Erzählung dieses Besuches vermag vielleicht den Innerschweizer mehr zu interessieren als die pikante Liebesgeschichte.

Für Wagner waren Villiers, Mendès und seine Gemahlin Judith keine Unbekannte. Letztere war die Tochter des berühmten Schriftstellers Théophile Gautier, eines feurigen Verehrers Wagners,⁴ der mit dem kampflustigen Mendès und andern fanatischen Wagnerianern den stürmischen Tannhäuseraufführungen in Paris (1861) beiwohnte. Sofort ersuchte darauf der temperamentvolle erst siebenzehnjährige Mendès den Meister, an seiner Revue fantaisiste mitzuarbeiten, und aufgemuntert durch das sympathische Angebot, nahm dieser freudig an.⁵

Am Abend der Generalprobe des Tannhäusers hörte Judith zum ersten Male den Namen Wagner, als sie in Begleitung ihrer Mutter den Vater in der Oper abholte. Sie sah erstaunt, wie eine aufgeregte Menge hinausstürzte. «Ich wußte nichts von dem großen Kampf um das neue Werk und verstand auch nicht die Ursache dieser überschäumenden Aufgeregtheit.» Als aber ein Freund ihres Vaters, Hector Berlioz, sich erfreut über den Mißerfolg der Aufführung zeigte, fuhr ihn die sechszehnjährige Judith respektswidrig an: «Man merkt schon, daß Sie von einem Kollegen sprechen... und daß es sich ohne Zweifel um ein

³ Louis Barthou: Richard Wagner et Judith Gautier. Revue de Paris, 1er et 15 août 1932.

Guy de Pourtalès: Wagner, Histoire d'un artiste. Nouvelle Revue française 1932. (Auch auf deutsch erschienen.)

M. Dita Camacho: Judith Gautier, sa vie et son oeuvre. Paris, librairie Droz, 1939.

⁴ Mit Baudelaire wirkte er bahnbrechend für die Musik Wagners. Bereits 1857 (Le Moniteur Universel, 29. September) verteidigte er den Tannhäuser, den er in Wiesbaden angehört hatte und verlangte, die Oper in Paris solle ihn aufführen. Er schrieb auch einen feurigen Artikel bei der Rienzi-Aufführung am Théâtre Lyrique. (Journal officiel de l'Empire, 12. April 1869.)

⁵ Nach zwei Briefen Wagners an Jules Noriac und V. Cochinat. (Lettres françaises de Richard Wagner par J. Tiersot.)

Meisterwerk handelt.»⁶ Nie vergaß Judith diesen Zwischenfall und betrachtete den Zornausbruch als eine Vorahnung ihrer zukünftigen Wagnerbegeisterung. Als leidliche Klavierspielerin entzifferte sie nun Partituren von seinen Werken, und rein gefühlsmäßiges Erfassen eröffnete ihr den Sinn und Geist der neuen Musik.

Ungefähr neun Jahre vor der Fahrt nach Tribschen hatte sich das Dichtertrio in den Salons von Théophile Gautier und Leconte de Lisle gefunden. Judiths Schönheit und Intelligenz bezauberten den großen Kreis von Künstlern und Literaten. Glühende Sonette umwarben das Mädchen.⁷ Von den Bewunderern errang Mendès den Vorzug. Judith fühlte Neigung zu dem unternehmenden Dichter und zählte auf eine sichere und dauerhafte Liebe. Als der Vater ihre Absicht vernahm, rief er zornig aufbrausend aus: «Ich will keinen Juden als Schwiegersohn, ich bin ein alter Christ.» Merkwürdige Aeüßerung eines Mannes, der bisher Mendès als Freund behandelt hatte und sich nicht um Religion kümmerte. Hatte er vielleicht eine Ahnung, daß das Liebesidyll von kurzer Dauer sein würde?⁸ Nur unwillig ließ er sich endlich eine schriftliche Einwilligung entreißen. Er blieb der Trauung fern, die am 17. April 1866 stattfand. Die Zeugen für Judith waren Flaubert und Turgan, der Redaktor an der Zeitung «Le Moniteur»; für Mendès waren es

⁶ Second rang du Collier, Seite 172 u. f.

⁷ Fernand Calmettes skizzierte in jener Zeit ein fesselndes Bildnis von Judith, die man «l'unique Parnassienne», oder auch «l'Olympienne» benannte.

«Judith était fort belle, belle d'une beauté de médaille, toute en lumière mate. Intellectuellement active, elle était physiquement passive et son apparence de nonchaloir, rendant sa splendeur plus humaine, imprimait à sa personne une certaine grâce d'attirante langueur et de laisser-aller désirable. Elle fut donc désirée vivement, ardemment même, et si je voulais inscrire ici les noms de tous les hommes qui cédèrent à l'impérieux désir d'élever vers elle leur hommage, j'en couvrirais bien des pages.» (Leconte de Lisle et ses amis. Paris, 1902, Seite 223).

⁸ In der Tat trennte sich Judith bereits 1874 von ihrem flatterhaften Gemahl, «der ebensoviele Eroberungen buchte als der Herzog von Richelieu und ebensowenig seinen Geliebten treu blieb wie er». (Adolphe Brisson, Portraits intimes. Paris, 1894, Seite 57.) Die offizielle Trennung zu Gunsten Judiths fand 1878 statt; die Ehescheidung erst Ende Dezember 1896, als Mendès wieder heiraten wollte.

Villiers und Leconte de Lisle. Wahrscheinlich begegnete Villiers bei diesem Anlaß zum erstenmal Estelle, der jüngern Schwester Judiths. Auch sie war von einnehmender Schönheit. Die neue Freundschaft verwandelte sich schnell in gegenseitige Liebe. Diesmal zögerte Théophile Gautier nicht, seine Zustimmung zu geben, aber die Eltern von Villiers versagten die ihrige, und dieser mußte sich fügen.⁹

Die Vorgeschichte des Besuchs

Solche Widerwärtigkeiten festigten indessen nur das Bündnis der drei Freunde, denn sie waren auf Wagner eingeschworen. Den Meister sehen und mit ihm sprechen, war ihr sehnlichster Wunsch. Als 1868 die berühmten Konzerte Padeloup Fragmente aus seinen Werken aufführten, schrieb Judith den Artikel über die Meistersinger. Nach langem Zaudern sandte sie ihn nach Tribschen mit der Bitte, der Meister möge zufällige Fehler verbessern. Sie erhielt eine vierseitige, sehr freundliche Antwort mit der gewünschten Auskunft, und was Judith noch mehr freute, war folgende Stelle: «Ich werde wahrscheinlich bald, vielleicht noch diesen Winter nach Paris reisen und freue mich zum voraus Ihnen die Hand zu drücken und Ihnen mündlich zu sagen, welch wohltuende Freude Sie Ihrem dankbaren und ergebenen Richard Wagner bereitet haben.» Die beabsichtigte Reise fand aber nicht statt zur großen Enttäuschung der Freunde.

Als im nächsten Jahr, am 6. April, Padeloup den Rienzi im Théâtre lyrique aufzuführen gedachte, veranlaßt er Judith, den Meister anzufragen, ob er nicht einwilligen würde, selber zu dirigieren. In einem sorgfältig für die Oeffentlichkeit abgefaßten Briefe antwortete Wagner ablehnend, «er wolle sich nicht den Anschein geben, durch den Rienzi das zurückzuerobern, was er durch den Tannhäuser verloren habe». Da er sich nicht bewegen ließ, nach Paris zu kommen, gedachten die Freunde ihn in Tribschen aufzusuchen.

⁹ Die in aristokratischen Vorurteilen befangene Familie Villiers sah in dieser Verbindung eine entehrende Mißheirat. Da der Sohn mit seinen schriftstellerischen Arbeiten kaum sein Leben verdiente, drohte man, ihm jegliche Unterstützung zu entziehen, wenn er Estelle heirate.

Dazu brauchte es aber Geld und einen Vorwand. Allein Catulle und Judith, als angehende Schriftsteller, lebten damals wie Villiers in bescheidenen Verhältnissen. Zwar hatte Catulle gegen 1868 durch Empfehlung der Prinzessin Mathilde einen untergeordneten Posten als Schreiber in einem Ministerium erhalten, der ihm 90 Franken im Monat einbrachte. Er verlor ihn sofort, als der Marschall Vaillant, sein Vorgesetzter, erfuhr, er sei der Verfasser des anstößigen Buches «Roman einer Nacht». Wohl gewährte ihm darauf seine hohe Beschützerin eine Pension von 1200 Franken. Das war eine Unterstützung für den Haushalt, nicht aber überflüssiges Geld für eine Schweizerreise. Doch gelang es der einfallsreichen Judith, die erträumte Reise zu verwirklichen. Am 1. August 1869 sollte in München eine internationale Kunstausstellung eröffnet werden. Sie erreichte bei verschiedenen Zeitungen, daß alle drei Freunde zu Korrespondenten ernannt wurden, mit der Verpflichtung, einläßliche Berichte aus München einzuschicken. Um noch die Auslagen für den Abstecher nach Luzern frei zu bekommen, versprach Judith interessante Enthüllungen über das geheimnisvolle, zurückgezogene Leben des Meisters, von dem in Paris die tollsten Gerüchte zirkulierten. Auch Wagner gegenüber machte sie als Hauptgrund der Reise die Ausstellung in München geltend. Sie benützte diesen Vorwand und bat ihn, ihr zu erlauben, ihn persönlich begrüßen zu dürfen. Die Antwort, die sie erhielt, erfüllte ihre höchsten Wünsche: «Madame, ich bin in Luzern und muß Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freuen würde, Sie zu sehen wie auch Herrn Mendès. Nur möchte ich Sie bitten, Ihren Aufenthalt in Luzern ein wenig zu verlängern, damit die Freude, die Sie mir gewähren, nicht allzu kurz sei!»

Wie man sieht, ist Villiers in der Einladung nicht inbegriffen. Erst nachträglich fragte Judith, ob sein Besuch auch genehm sei.

Eine Überlegung drängt sich auf. Was wäre wohl geschehen, wenn der mißtrauische Meister die geringste Ahnung gehabt hätte, wie seine Einladung auf so schlaue ausgeklügelte Art und Weise ergattert worden war? Nie wären die neugierigen, wenngleich aufrichtig begeisterten Besucher in Tribtschen empfangen worden.

In Basel

Spät am Abend des 19. Juli waren die Gefährten angekommen.¹⁰ Im Reiseführer hatten sie gelesen, die Küche des Hôtel de la Cigogne sei in der ganzen Schweiz berühmt. Diese Empfehlung genügte ihnen. Wurden sie enttäuscht? Fast hat es den Anschein, denn die Berichterstatterin, Judith, erwähnt wohl die Menge der aufgetischten Speisen, nicht aber deren Vortrefflichkeit: «Als ungefähr die zweiunddreißigste Platte die Runde gemacht hatte, atmeten wir auf und warfen einen Blick um uns.» Der lange Tisch, wo deutsche Touristen methodisch kauten, die bunt mit Schweizerlandschaften bemalten Wände und die flackernden Gasflammen lösten keine Begeisterung aus. Hinaus also in das nächtliche Basel, der Müdigkeit zum Trotz.

Durch Gassen und Gäßchen, an Plätzen und Brunnen vorbei gerieten sie endlich auf eine Brücke. Die gewaltig rauschenden Fluten des eilig dahinströmenden Rheines schreckten die Pariser auf. Dies war nicht die Seine, welche feierlich langsam die Weltstadt durchzieht, als ob sie bedaure, nicht länger verweilen zu können. Hier dagegen schien der wilde Bergstrom die Stadt und die Brücke mit sich fortreißen zu wollen. Dazu erhob sich bald ein phantastisch rötlich schimmernder Mond über den steilen Giebeln der Häuser, und wie vom Wasser herauf erscholl ein volltönender Männerchor, ein Lied aus dem «Fliegenden Holländer». Fuhr etwa das Gespensterschiff den Rhein hinauf, warf hier der finstere Kapitän die Anker aus, um unter den sagenhaften Heldinnen des Rheines sich eine auszuwählen, die ihn erlöse? Dieses zauberhafte Phantasiegebilde zerrann aber wie

¹⁰ Alle genauen Zeitangaben über die Tribschener Fahrt der drei Gefährten hat E. Drougard in dem Artikel «Richard Wagner et Villiers de l'Isle-Adam» festgestellt. (Revue de littérature comparée, 1934, S. 297-331.)

Judith Gautier schrieb ihr Memoirenbuch ohne eine Jahreszahl, nur hie und da erwähnt sie einen bestimmten Tag oder Monat. In der Doktor-dissertation von Dita Camacho (opus cit., Seite 177) liest man diesbezüglich: Für Judith, eine wirkliche Orientalin, existiert die Zeit nicht. In einem Brief an Pierre Loti schreibt sie: «Ich teile ihren Abscheu vor den schwarzen Sachen, von denen man nicht spricht, ich verneine die Zeit. Die Daten, die Zahlen entwischen meinem Gedächtnis wie durch ein Sieb.»

Auch Catulle Mendès gibt keine Zeitangaben, und Villiers schrieb keine Memoiren.

eine schillernde Seifenblase, als sie am Ende der Brücke ein Gartenrestaurant entdeckten. Dort saß die Mannschaft des Holländerschiffes bei schäumenden Bierkrügen. Etwa zwanzig brave, wohlgenährte Schweizer, das waren die fahlen Gespenster aus der wilden nordischen See, die Schiffbrüchigen mit dem unheimlichen Lied.

Enttäuscht traten die Franzosen den Rückzug an nach dem Hôtel de la Cigogne; er gestaltete sich zu einer langen Irrfahrt durch die finstern Gassen.¹¹

Auf der Fahrt von Basel nach Luzern

Der rasendste Schnellzug wäre für sie am folgenden Tag zu langsam gefahren, so sehr waren sie ungeduldig und aufgeregt in der Erwartung, den Meister zu sehen. Allein in jener Zeit zog die Eisenbahn gemächlicher als heute durch die schönen Gefilde des Schweizerlandes. Wer in Basel um 10 Uhr 30 abfuhr, kam erst 1 Uhr 47 in Luzern an. So hatte man Muße, die Reize der Landschaft zu bewundern; sie aber dachten nur an Wagner. Die Episode mit dem Lied aus dem «Fliegenden Holländer» schien ihnen von glücklicher Vorbedeutung. Zum ersten Male hatten sie ruhig und ungestört der Musik Wagners gelauscht. Außerhalb Frankreichs war also seine Musik schon volkstümlich und sein Genie anerkannt. Wie ganz anders in Paris, wo jede Aufführung stürmisch verlief. Dieses betrübliche Schauspiel und auch ihre Anteilnahme an den heftigen Zeitungsfehden um die neue revolutionäre Musik erklären einigermaßen ihre fanatische Verehrung des vielgeschmähten Meisters.

Zum Zeitvertreib nun und im tollsten Uebermaß der Begeisterung verglichen sie ihn mit den erhabendsten Genies der Kunst. Für sie bedeutete er noch mehr. War er nicht Dichter, Musiker und Philosoph, Apollo und Orpheus zugleich? Und vor diesem Uebermenschen sollten sie jetzt erscheinen? Da sank allmählich ihr Mut. Erinnernten sie sich an das Erlebnis Alexander Dumas' in Luzern, wie er kaum wagte, die Treppe

¹¹ Nach dem Bericht von Judith Gautier in der Zeitung «La Liberté» (7. August 1869) unter dem Titel: Promenades d'été. I. — A Bâle.

im Hotel Hirschen hinaanzusteigen, um Chateaubriand, seinen Abgott, zu besuchen? Hatte ihnen Théophile Gautier nicht erzählt, wie er bei seiner ersten Begegnung mit Victor Hugo fast in Ohnmacht gefallen wäre?¹² Wie dem auch sei, bei der Einfahrt in den Bahnhof Luzern klopfen ihre Herzen vor Aufregung.

Die Begegnung mit Wagner / Der erste Abend in Tribschen

Da stand Wagner unbeweglich, und unter seinem großen Strohhut musterten seine Augen aufmerksam die Ankommen- den. In überströmender Freude eilte zuerst Judith ihm entgegen. Mit einem durchdringenden, leuchtenden Blick über- schaute er sie alle, und schweigend reichten sie sich die Hände. Da verschwand alle Scheu und die Rede kam in Fluß. Wagner hatte vorsorglich Zimmer im Hôtel du Lac bestellt und begleitete die Reisenden dorthin. Dann verabschiedete er sich, um, wie er sagte, sich auf den Besuch vorzubereiten, und empfahl ihnen dringend, ihm bald nachzufolgen.

Wir kennen die Gefühle der drei Gefährten, der «*chère Trinité*», wie sie Wagner bald nennen wird. Aber welchen Ein- druck hatte die blendende Schönheit der Pariserin auf den für Frauenreize leicht empfänglichen Meister ausgeübt? Wie ganz anders hatte er sich wahrscheinlich seine gelehrte Korrespon- dentin vorgestellt! Nur ein Blaustrumpf schien ihm fähig, den wohlüberdachten Artikel über die Meistersinger geschrieben zu haben. Nun war es eine jugendliche Dame, die so große Intelligenz mit strahlender Schönheit verband.¹³ Das war eine

¹² Innerschweizerisches Jahrbuch für Heimatkunde, 1936: Chateaubriand und Alexander Dumas (Vater) in Luzern, Seite 35.

Léo Larguier: Théophile Gautier, Société des Editions Louis-Michaud, Seite 31.

¹³ Als einziges Beispiel ihrer frühentwickelten, überragenden Intelligenz diene folgendes: Baudelaire hatte «Eureka» übersetzt, ein Buch von Edgar Poë über transzendente Kosmogonie, und es seinem Freund Théophile Gautier zur Besprechung übergeben. Dieser beauftragte damit seine acht- zehnjährige Tochter, die sich viel mit Astronomie beschäftigte. Er selbst gab zu, es nicht ganz zu verstehen. Nach einer Woche war der Artikel

angenehme Ueberraschung für Wagner, und sicher schmeichelte es dem erfahrenen Frauenkenner, der in den Augen Judiths so viel Verehrung und Hingabe entdeckt hatte. Wie galant hatte er ihr nach der ersten Begrüßung den Arm angeboten und unterwegs mit bewegtem Tone die Worte gesprochen: «Uns verbindet ein nobles Gefühl.»

Seiner Einladung folgend, fuhren die Gäste des Hôtel du Lac am vorgerückten Nachmittag über den See nach Tribtschen. Prächtig schien noch die Sonne und lud ein, die wundervolle Landschaft nach Herzenslust zu genießen. Sicher waren sie nicht blind für die Wunder der Natur, aber nochmals, wie auf der Bahnfahrt nach Luzern, dachten sie nur an Wagner.

Die Landschaft verwandelte sich in ihren Augen in eine riesige Bühnenszenerie zu den Werken des Meisters. Die Rigi war der grüne Berg Salvat, dort lag versteckt der Tempel des Grals. Der felsige Pilatus schien ein von Riesen gebautes Schloß, die göttliche Walhalla, die Wohnstätte der toten Heroen. Der Zauberstab ihrer Phantasie verwandelte die mit bunten Malereien geschmückte Kapellbrücke in einen farbigen Regenbogen, der sich von Berg zu Berg wölbt, und über den der Gott Wotan zu seiner neuen Behausung hinschreitet. Sahen sie auf dem klaren Wasser des Sees einen Schwan, so zogen die silbernen Flügel mit einer goldenen Kette die Gondel Lohengrins. Wenn in dämmerhafter Ferne der Bug eines Schiffes auftauchte, schien es ihnen, als steuerten Tristan und Isolde nach den sagenumwobenen Ufern der Bretagne. Das Alpenglühen endlich erinnerte sie an den schirmenden Wall aus Feuer, der im letzten Akt der Walküre die schlafende Brunhilde umgibt.

geschrieben und erschien im *Moniteur Universel* (29. März 1864). Acht Tage später erhielt sie von Baudelaire einen Brief (zitiert in *Second Rang du Collier*, Seite 68—69) mit der folgenden Stelle: «In Ihrer so genauen Analyse von Eureka erreichen Sie, was ich in Ihrem Alter vielleicht nicht verstanden hätte zu machen, und was eine Menge von sehr reifen und gebildeten Männern unfähig zu machen sind. Sie haben mir auch bewiesen, . . . daß ein junges Mädchen in den Büchern einen ernsthaften Zeitvertreib finden kann, im Gegensatz zu dem so dummen und blöden, der das Leben aller Frauen erfüllt. Ohne die Furcht, Sie noch zu beleidigen, indem ich Uebles von ihrem Geschlecht aussage, würde ich Ihnen erklären, Sie hätten mich gezwungen, die schlechte Meinung aufzugeben, die ich im allgemeinen von den Frauen hege.»

Zu dieser eigenartigen Landschaftsbetrachtung schreibt Judith erklärend: «Ist es euch je vorgekommen in die Sonne zu schauen und nachher die Zeitung lesen zu wollen? Eine Flamme drängt sich zwischen die Augen und das Papier, die Buchstaben beginnen zu tanzen, die Zeilen verwischen sich, es ist unmöglich zu lesen. Wir fühlten etwas Ähnliches, sobald wir an die Gestade des Vierwaldstättersees gelangten. Ein einziger Gedanke hielt uns gefangen und drängte sich stets zwischen die Augen und die Landschaft, sodaß wir nach unserm Aufenthalt in Luzern diese Stadt nicht besser kannten als Peking.»

Erwarten wir also von unsern Reisenden keine genaue Beschreibung Luzerns und der Umgebung, wir wissen jetzt, wie sehr die Sonne — Wagner sie geblendet hat.

Judith schließt: «Würde man uns fragen, was wir von Luzern halten, wir würden behaupten, keine andere Stadt der Welt komme ihr gleich.» Der Leser errät, warum!

Als das Boot die Landzunge von Tribtschen umfahren hatte, erblickten die Besucher das Ziel ihrer Reise. Vor ihnen stand das einsame Haus, in dem — wie man ihnen in Paris geheimnisvoll zugeflüstert hatte — der Meister ein Serail halte von Schönen aus allen Ländern in den prächtigsten Gewändern, und niemand dürfe seine Schwelle überschreiten. War das nicht eine Legende wie die andere — er sei ein ungeselliger, finsterer, unfreundlicher Mensch — die aber sein herzlicher Empfang in Luzern bereits zerstört hatte? Erwartungsvoll und neugierig zugleich stiegen sie aus.

Man hatte die Ankommenden bemerkt. Wagner eilte einige Treppen vor dem Hause herab und hieß sie eintreten. Eine vornehme, blonde Dame wurde ihnen vorgestellt: «Madame von Bülow, welche die Güte hat, mich mit ihren Kindern zu besuchen, Senta, Elisabeth, Isolde und Eva.» Diese Namen der Heldinnen Wagners wirkten zauberhaft auf die Gäste. Sie verrieten die grenzenlose Verehrung Cosimas für den Meister und fühlten sich sofort in sympathischen Einklang mit der charmannten Mutter. Nun wurden die Tiere vorgeführt, der treue «Ruß», der immer Wagner begleitete, und «Cos», der Madame von Bülow gehörte. «Ich heiße Cosima, sagte sie, und in meiner Umgebung hatte man die schlechte Gewohnheit, die ich verab-

scheute, mich «Cos» zu heißen. Ich gab diesen Namen meinem Hunde, und von diesem Tag an wagte es niemand, mich anders als Cosima zu nennen.»

So entspann sich eine fröhliche, ungezwungene Plauderei nach lebhafter Pariser Art, denn alle waren unterhaltende Gesellschafter. Wagner sprach einigermaßen geläufig französisch, aber nicht «mehr als sehr gut», wie Judith notiert, die seine stilistischen Fehler und Germanismen beschönigt.¹⁴ «Wenn er ein Wort nicht findet, um seine Gedanken auszudrücken, oder wenn er meint, ein Wort existiere nicht, erfindet er es und immer so klar und logisch, daß man nicht zögert, es zu verstehen.» Er sprach viel von Paris, wo er sehr gelitten, und das er trotz der Niederlage des Tannhäuser geliebt hatte. Wie um seinen Zuhörern einen Gefallen zu erweisen, behauptete Wagner, seine Anhänger in Paris liebten ihn mehr als seine deutschen Bewunderer. Der Franzose sei mitfühlender und expansiver; wenn er Verständnis habe, verstehe er augenblicklich, und seine feurige Begeisterung wirke wohltuend. Das deutsche Publikum hingegen verhalte sich ruhig, geduldig, verschlucke gewissenhaft, was man ihm vorsetze und spende kärglichen Beifall. «Nichts Kälteres und Unfreundlicheres als gewisse Theatersäle, rief er empört aus, wo die Damen, um die Zeit nicht zu verlieren, ihre Strickereien mitnehmen.»

Für die Pariser entwarfen Catulle und besonders Judith eine eingehende Beschreibung des Innern des luxuriös ausgestatteten Hauses, das ihnen der Meister zeigte. Nach der Besichtigung war es spät geworden und die Gäste wollte sich verabschieden. Allein wider Erwarten hielt sie Wagner bis halb zwölf Uhr zurück, worauf seine eigene Kutsche sie nach Luzern verbrachte. Im Hotel war schon alles zur Ruhe gegangen. Das Dichtertrio, das vor der Abfahrt in Basel nur leicht gefrühstückt hatte, litt Hunger. Es schwelgte aber im Hochgefühl des überaus freundlichen Empfangs; das war Ersatz für die reichbe-

¹⁴ Die französischen Briefe Wagners sind sämtliche von der fürsorglichen Hand Cosimas korrigiert, mit Ausnahme der geheimen Briefe an Judith. Dort ersieht man, wie Wagner eigenmächtig die französische Sprache meisterte. Vgl. Tiersot Julien: *Lettres françaises de Richard Wagner*. Paris, Grasset, 1935.

setzte Tafel vom Vorabend. Da aber ihr Besuch in Tribtschen sich auf zwei Wochen ausdehnen sollte,¹⁵ begreift man leicht, daß sie ihn trotz ihrer Wagner-Begeisterung nicht mit einer Hungerkur verbinden wollten. Am folgenden Abend machten sie frühzeitig Anstalten zum Fortgehen, um ihr Nachtessen im Hotel nicht zu verfehlen. Wagner protestierte lebhaft, und so gestanden sie fröhlich lachend ihr Fasten am Vorabend. Darob zeigte sich der Meister sehr bekümmert und aufgeregt, denn für ihn war das Mittagessen die Hauptmahlzeit, am späten Abend begnügte er sich mit einem sehr leichten Imbiß. «Von nun an», rief er aus, «wird hier alle Abende ein Nachtessen aufgetragen, und hoffentlich werden Sie meine Vergeßlichkeit entschuldigen. Diese Aenderung ist doch so angenehm und unerläßlich; wir begrüßen und verdanken sie ihrem unfreiwilligen Fasten am ersten Abend.»

Die glücklichen Tage in Tribtschen

Jeden Nachmittag wurde nun die Abgeschlossenheit des Tribtschener Asyls durch den Besuch der jungen, lebenslustigen Pariser belebt. Daß sich ihre Beziehungen zu den Gastgebern rasch in Freundschaft verwandelten, kann nicht verwundern, denn Catulle und Villiers hatten den Meister bereits in Paris gekannt.¹⁶ Seither war Wagner allerdings berühmt und wohl-

¹⁵ Der Aufenthalt dauerte genau zehn Tage vor der Fahrt nach München und drei ganze Tage nach der Rückkehr auf der Heimreise nach Paris.

¹⁶ Was Catulle anbetrifft, siehe Anmerkung 1.

«Villiers traf Wagner bei Baudelaire (1858), und viele Nächte spazierten beide bis Tagesanbruch in den stillen Straßen. Wagner zeigte ihm einmal, nicht weit von der Kirche Sainte-Eustache, das Fenster einer Mansarde, wo er ehemals beinahe vor Hunger gestorben wäre. Villiers hörte unermüdlich dem deutschen Meister zu.» (Villiers de l'Isle-Adam, Seite 14, par Fernand Clerget, M. Michaud, Paris, 1913.)

Was dieser ihm in jenen Nächten von seinem elenden Leben in Paris berichtete, erwähnt Villiers zuerst in einem geistreichen Artikel als Gegenstück zum endgültigen Sieg und Triumph des Meisters. (A propos des fêtes de Bayreuth, 1876.) Neubearbeitet erschien dieser Artikel später unter dem Titel: «Légende moderne» in dem Sammelband «Histoires insolites». (Librairie moderne, Paris 1888.)

habend geworden, aber er distanzierte sich durchaus nicht von seinen ehemaligen Bekannten, und schon sein Empfang am Bahnhof hatte ihre anfängliche Befangenheit zerstreut. Am meisten zu dem herzlichen Verkehr trug wohl die Gegenwart der charmanten Judith bei, deren anziehendes Wesen augenblicklich das Vertrauen Cosimas und die Liebe der Kinder eroberte.

Wenn die drei Gefährten in Tribtschen landeten, verbrachte man gewöhnlich den Nachmittag im Schatten der Bäume vor dem Hause oder spazierte plaudernd im Garten, wann es kühler wurde.

Judith erzählt, wie Wagner am zweiten Tag des Besuches sie alle durch das Landgut führte. «Wir gingen die Allee des Gartens hinauf. Unter Lachen und Freudengeschrei tummelten sich die Kinder auf den weichen Rasenplätzen. Der Meister geleitete uns zu einem höher gelegenen Pavillon, von welchem die Aussicht, wie er sagte, eine prächtige war. Ruß, der große schwarze Neufundländer, sprang vor uns her, Steine vom Boden auflesend, die er, uns zum Spiele einladend, zutraulich wedelnd herbeibrachte.» «Eine schlechte Gewohnheit, die ich ihn habe annehmen lassen», sagte bedauernd Wagner, «ich kann es ihm nicht mehr abgewöhnen, und er verdirbt sich mit den Steinen die Zähne.» Die Aussicht vom Pavillon war wirklich bezaubernd. Ein Meer von grünem Laub, in welches das Haus eingebettet schien, wogte vom Hügel hinunter bis an den klaren, blauen See, wo einige weiße Segel dahinglitten und sich die violetten Farbentöne der hohen Gipfel spiegelten. Die Landschaft war in ein liebliches Licht getaucht, es war ein unvergeßlicher Augenblick. Wagner stand aufrecht, die Hände auf das ländlich rohe Gitter gestützt, schweigend, mit dem ernstesten Ausdruck der Sammlung, welcher ihm in Momenten innerer Bewegung eigen war. Seine Augen, blau wie der See, schienen fast unbeweglich das Bild weiterzuspiegeln, welches für ihn eine Welt von Gedanken ausstrahlte. An diesen entzückenden Ruheport, den ihm die Zärtlichkeit der geliebten Frau geschenkt hatte in einer Zeit, da er von den Schicksalsschlägen des Lebens am grausamsten verfolgt war; an diese liebliche Einsamkeit, belebt vom Lachen der Kinder, wo die Liebe seiner An-

gehörigen ihn wie ein Wall vor der feindlichen Welt schützte — an das dachte er mit gerührter Dankbarkeit. Er begriff, daß ich seine Gedanken erraten hatte und fuhr laut fort: «Und dennoch gehört dieser Flecken Erde, so voll von Erinnerungen, nicht mir; aber ich gedenke später hier ein Stück Land zu kaufen, damit dann meine Kinder zurückkehren können und ihnen etwas von diesem trauten Nest ihrer Kindheit erhalten bleibt.»

Während der Besichtigung des Landgutes war Ruß der Gesellschaft gefolgt, denn er war der Liebling Wagners. Dieser wurde nun die unschuldige Ursache eines kleinen Zwischenfalls. An einem Nachmittag spielte Villiers mit den Kindern Ball. Zu ihrer großen Freude warf er ihn hoch in die Luft. Ruß wollte am Spiel teilnehmen, sprang und bellte freudig. Beim Hinaufwerfen gab ihm Villiers, der ihn nicht bemerkte, einen Faustschlag auf die Schnauze, was der Hund mit einem kläglichen Geheul beantwortete. Aber die spitzen Zähne hatten die Haut leicht geritzt. Totenbleich betrachtete Villiers die rosige Spur auf seiner Hand, dann wirre Blicke um sich werfend, wandte er sich um und rannte eilends Luzern zu.

«Was hat er? Wohin geht er?» fragte Wagner erschreckt.

«Oh, nichts. Er hat mit der Hand stark gegen die Zähne des armen Ruß geschlagen und die Hand ein wenig verletzt.»

«Aber es blutete ja nicht einmal. Ist er darum so bleich geworden?»

Wagner, den der Vorfall unangenehm berührte, konnte kaum begreifen, daß Villiers in seiner überhitzten Einbildungskraft sich bereits tollwütig wähnte und zu einem Arzte nach Luzern eilte. Zuletzt lachte er aber, da es keine Gefahr hatte, sein Hund war gesund.

Am folgenden Tag, als Villiers ganz beruhigt, aber etwas beschämt in Tribschen eintraf, simulierte Wagner den größten Schrecken und von weitem rief er: «Er ist tollwütig, er ist tollwütig!» Während Villiers verlegen lachte, sprang Wagner davon, laut rufend: «Beißen Sie mich nicht!» Dann, wie um einer drohenden Gefahr zu entgehen, kletterte er mit außerordentlicher Behendigkeit hoch auf einen Baum.

Bald sollte Wagner wieder die Gelegenheit finden, neue Kletterkünste zu zeigen. Hinter dem Haus, dort, wo der Fahr-

weg nach Luzern beginnt, befand sich eine hohe Schaukel für die Kinder und selbst die Großen. Eines Tages setzte sich Cosima auf das Sitzbrett und Wagner, frohgelaunt, bot sich an, das Hinundherschwingen zu beschleunigen. Zuerst gab er einen sanften Anstoß, dann stieß er immer schneller, und höher und noch höher flog die Schaukel. Umsonst bat Cosima anzuhalten. Der Meister, wie geistesabwesend, hörte die fast Ohnmächtige nicht. Da eilte Judith herbei und machte den Meister auf das gefährliche Spiel aufmerksam. Dieser erbleichte, als er sah, wie Cosima fast betäubt und schwankend abstieg. Blitzschnell suchte er eine Ablenkung hervorzurufen. Er eilte zum Haus, kletterte hinauf bis zum Balkon des ersten Stockwerkes, sich an den Vorsprüngen und Gesimsen hochziehend. Wohl erlangte er die gewünschte Wirkung, nun aber zitterte Cosima vor Angst, wie sie ihn tollkühn klettern sah, wandte sich ab und sagte leise zu Judith: «Schauen Sie ihm nicht zu, zeigen Sie keine Bewunderung, sonst weiß man nicht, was er in seinem Uebermut noch alles unternimmt.»

In seiner Lebensgeschichte erzählt Wagner von seinen in frühester Jugendzeit ausgebildeten akrobatischen Fähigkeiten und wie er später, nach einem tollen Abend, seine Gefährten entsetzte, als er von einem Fenster des zweiten Stockes zum andern kletterte. Die Vorstellung in Tribschen war für ihn also nichts Außerordentliches. Judith in ihrer Unbefangenheit hat sie als Ablenkungsmanöver bewertet. Es mag aber bei Wagner ein gewisser Geltungstrieb, wahrscheinlich unbewußt, mitgewirkt haben. Pourtalès bemerkt dazu: «Wenn ein Mann von sechsundfünfzig Jahren den Akrobaten spielt, so geschieht dies nur, um zu zeigen, wie stark und gelenkig er ist, daß er als Mann und nicht als Genie bewundert sein will.» Nun bewunderte ihn eben die reizende Judith besonders als genialen Künstler, was Wagner schmeicheln mochte, aber, wie Pourtalès sagt, nicht genügte, «da ihn die Sehnsucht nach dem heißen und bunten Leben nie verließ, da sein fester Entschluß war, den Becher des Lebens bis zur Neige zu leeren.»¹⁷ Wenn wir einen Blick auf sein späteres Leben werfen und sehen, daß der dreiundsechzig-

¹⁷ Guy de Pourtalès, op. cit. Seite 466.

jährige Meister nach dem Triumph in Bayreuth ein intimeres Verhältnis zu Judith anknüpfte, so werden wir das nach dem Gesagten wohl verstehen.

Die drei Gefährten, die so am intimen Familienleben Wagners teilnahmen, konnten sich nun überzeugen, wie der politische Haß und die Eifersucht der Künstler das Bild des Meisters bei denen, die ihn nicht näher kannten, getrübt hatten. Sie waren Zeugen seiner «fast göttlichen Güte», der Zärtlichkeit, mit welcher er alle umgab, und der liebevollen Verehrung, die er seiner Familie und der ganzen Umgebung einflößte. Wohl hatte sein impulsiver und von den Widerwärtigkeiten des Lebens nervös gewordener Charakter auch seine rauhen Seiten; der Meister konnte heftig werden und selbst die verletzen, die ihn liebten, was er aber nach einem Moment der Besinnung wieder gut zu machen suchte.

Als einst Judith eintraf und vom Landungssteg hinaufstieg, eilten ihr die Kinder entgegen und bedeuteten ihr, sich stille zu verhalten. In einer lauschigen Ecke saß der Meister beim Kaffee nach dem Mittagessen. Er warf ihr einen wütenden Blick zu und, auf das Haus hinweisend, sprach er mit leiser, aber vor Zorn bebender Stimme: «Wie, Sie führen mir diese Leute herbei!»

Dort stand eine Kalesche voll Touristen. Mit einer beispiellosen Zudringlichkeit verlangten diese Unbekannten Wagner zu besuchen, der, hinter dem nahen Gebüsch versteckt, lautlos zuhörte, wie sein Diener die Eindringlinge abfertigte. Als endlich die Kalesche fortfuhr, rief der Meister aus: «Nun sind wir erlöst!»

«Wie haben Sie glauben können, daß ich Ihnen diese Leute herbeiführte?»

«Sie kamen gleichzeitig an, sagte er, aber ich hätte Sie dessen nicht für fähig halten sollen.»

«Und mir nicht diesen schrecklichen Blick zuwerfen dürfen.»

«Der Blick war für die Fremden bestimmt», erwiderte er lachend. «Solche Szenen wiederholen sich oft, und die Keckheit dieser Unbekannten erbost mich.»

Gerade in dieser Zeit erhielt Wagner aus München unangenehme Nachrichten: der König Ludwig II., sein Freund und



Catulle Mendès
(*Agence photographique française*)



Villiers de l'Isle-Adam
Radierung von Loys Delteil
nach einer Photographie

Gönner, wollte eigenwillig das «Rheingold» aufführen lassen. Nun hielt Wagner eine solche Aufführung für verfrüht, weil ungenügend vorbereitet, aber sein Widerstand drohte ihn mit dem König zu entzweien. Das beeinflusste manchmal das sehr eindrucksfähige Temperament des Meisters, und wahrscheinlich bezieht sich darauf die Bemerkung Judiths: «Ein Tag des Kummers ließ ihn um zehn Jahre altern; aber schon am folgenden Tag war er wieder jünger als zuvor.» Er erstaunte, wie auch Catulle notiert, die Gefährten immer wieder durch seine geistreiche Unterhaltung, seine Phantasie, seine Ironie, verbunden mit jugendfrischer Heiterkeit.

Judith schreibt: «Die heftigen, fröhlichen, leidenschaftlichen, aber immer aufrichtigen Worte des Meisters erzeugten in uns einen tiefen, sozusagen magnetischen Eindruck. Wir erlebten alle Seelenzustände, die sie beschrieben: die Begeisterung, die Empörung, die Verzweiflung. Alle Momente seines so gequälten Lebens — «les misérabilités» — wie er sich ausdrückte, schien er neu zu erleben und wir nahmen Anteil an jedem Kummer, jedem Groll. Wenn er uns aber zu sehr erschüttert, zu leidenschaftlich gerührt sah, lenkte er uns unversehens davon ab durch sein unwiderstehliches Scherzen, so daß wir in lautes Lachen ausbrachen.»

Die Begeisterung und das Entzücken der Gäste erreichte den Höhepunkt, wenn Wagner sich an das Klavier setzte und aus seinen Werken vorspielte. Da er gerade an der Komposition des «Siegfried» arbeitete, bot er ihnen als Erstlingsgabe, am Tage ihrer Ankunft, die Szene zwischen Siegfried und den Waldvögelein. Ein Thema folgte auf das andere, «er deklamierte und sang mit unvergleichlichem Geschmack, schöner Stimme und so vollkommenem Ausdruck, daß keine Aufführung, selbst im Theater, den Eindruck hätte überbieten können, den wir an diesem Tage empfanden.»

Judith hatte auch das seltene Vergnügen, mit dem Meister vierhändig spielen zu dürfen¹⁸ und ihn im Arbeitszimmer beim Komponieren zu beobachten. Als sie einst zum Mittagessen eingeladen war, war sie von der Schiffshütte hinaufgestiegen, ohne

¹⁸ Sie spielten vierhändig den Militärmarsch, welchen Wagner dem König von Bayern widmete.

jemanden anzutreffen. Die Türe zum Salon war weit offen und leise Akkorde ertönten aus dem engen Heiligtum, wo der Meister arbeitete. Judith wagte kaum zu atmen und ließ sich still auf einen Sessel nieder. Ihr schien es, die langsamen Akkorde entschwebten eher einer Harfe als einem Klavier. Nach einer Weile verstummte das Instrument und Wagner erschien am Türvorhang.

«Ach, Sie waren da, so still und andächtig lauschend. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, man darf nicht so begeistert sein, das schadet der Gesundheit.»

«Im Gegenteil, das macht zwiefach leben.»

«Nun gut, kommen Sie sehen, wie ich sauber arbeite.»

Was der Meister eben komponiert hatte, war mit Bleistift notiert. «Ich schreibe es mit der Feder ab, denn es muß deutlich sein. Wenn ich Fehler mache, werde ich unwillig.»

Zuoberst auf dem Blatt stand: Siegfried, 3. Akt.

«Eben muß ich fast zwei Seiten abschreiben, denn ich habe geschmiert.»

In der Tat, auf der Rückseite waren drei Takte wie von einer wütenden Hand durchgestrichen.

Er sah meinen bittenden Blick. «Wollen Sie das Blatt?» Und er nahm die Feder und datierte es oben am Rande. Es war das wunderbare Vorspiel des 3. Aktes des «Siegfried», vor der Anrufung der Erda, im Moment, wo die Göttin aus den Tiefen des Meeres auftaucht.

Bei der Abschiedsfeier, als die Gäste nach der Münchenerfahrt über Luzern nach Paris heimkehrten, ergriff Wagner, um sie von der wehmütigen Stimmung abzulenken, die Partitur der «Meistersinger» und während mehreren Stunden spielte und erklärte er sie mit der größten Gefälligkeit. Nun ist diese Musik schwer zu spielen und Wagner war bekanntlich kein sehr geschickter Klavierspieler. In seiner Nähe saß Richter, der in München seine Entlassung als Musikdirektor genommen hatte, um nicht die vom Meister verpönten Rheingoldaufführungen dirigieren zu müssen. In Tribschen hatte er ehemals während dreizehn Monaten die Kopierarbeiten für diese Partitur besorgt und kannte am besten deren Schwierigkeit. Darum war er äußerst aufgeregt und verfolgte ängstlich das Spiel des Meisters,

Note für Note. Er kannte zum voraus die Akkorde, welche die kleine Hand Wagners nicht umfassen konnte. Von Zeit zu Zeit war es ihm unmöglich, sich zu beherrschen: er sprang auf, stürzte ans Klavier und vervollständigte über die zögernden Finger Wagners hinweg einen Akkord. Als treuer Freund des Meisters glaubte er diese Hilfeleistungen sich gestatten zu dürfen. Judith fand sie nutzlos und aufdringlich, denn auch ohne das Dazwischentreten des Virtuosen hätte Wagner sein Werk zur vollen Geltung gebracht und wie er sagte, die «Meistersinger absolviert».

Am ersten Tag des Besuches hatte Wagner die Cosima den Gästen mit der Bemerkung vorgestellt, sie habe die Güte, ihn mit ihren Kindern zu besuchen. Wahrscheinlich überließ er es der Klugheit und dem Zartgefühl Cosimas, das Geheimnis ihres dauernden Aufenthaltes preiszugeben oder zu verschweigen. Da aber Judith so rasch ihr intimstes Zutrauen fand, gewährte sie ihrer neuen Freundin tiefe Einblicke in ihre Verhältnisse. Sie fand in ihr eine Bundesgenossin, denn Judith — unbeschwert von religiösen Hemmungen und dazu romantisch veranlagt — bewunderte die Tapferkeit dieser Frau, die, um ihrer Liebe zu folgen, mutig ihre gesellschaftliche Stellung, ihren Ruf geopfert hatte und nun das weltabgeschiedene Heim Wagners betreute. Cosima vertraute ihr auch an, wie tief der Widerstand Liszts gegen ihre Scheidung sie betrübe und besorgt mache, wie auch ihr Mitleid mit dem verlassenen Gatten. Sie gab ihr den Auftrag, in München bei ihrem Vater für sie einzustehen. Das besorgte Judith getreulich.

Liszt hatte Judith in Paris, als sie noch Kind war, gesehen und erinnerte sich daran, als sie ihm vorgestellt wurde, dann fragte er: «Haben Sie Cosima besucht?»

«Bitte, sagen Sie mir nichts gegen Ihre Tochter», erwiderte Judith.

«Ich stehe vollkommen auf ihrer Seite und kann nicht zugeben, daß sie auch nur den geringsten Vorwurf verdient. Keine Frau würde dem Zauber eines solchen Genies wie Wagner nicht mit Freuden unterliegen.»

«Sie haben vollkommen recht», antwortete Liszt leise, «aber ich darf es nicht zugeben. Mein Priestergewand erlaubt mir

nicht, gewisse Ansichten durch mein Verhalten Lügen zu strafen. Ich kenne die Kraft solcher Herzensbeziehungen zugut, um sie strenge zu beurteilen. Auch wenn ich gezwungen bin, zu schweigen, so wünscht niemand heißer als ich, daß diese traurige Angelegenheit gesetzlich reguliert wird. Wenn es mir auch unmöglich ist, eine solche zu beschleunigen, so habe ich doch nie die Absicht gehabt, sie hinauszuschieben.»

Er versprach ihr auch, nach Tribschen zu fahren. Dort verblieb er eine Nacht und unter Tränen fand die Aussöhnung statt. Als Judith nach ihrer Rückkehr von München die Freundin umarmte, da waren die Wolken der Verstimmung von dem Gesicht Cosimas verflogen.

Diese Begebenheit verstärkte noch die Intimität zwischen Gastgebern und Gästen. Erst dann wurde ihnen noch Siegfried vorgestellt, «Fidi», wie man ihn familiär nannte, der vor zwei Monaten in Tribschen das Licht der Welt erblickt hatte, und Judith wurde die Ehre zugedacht, als dessen Patin auserkoren zu werden. »Das ist«, sprach sie, «ein kleines Wesen von bemerkenswerter Abstammung, ein Nachkomme von Wagner und Liszt. Welche Zukunftspläne haben Sie für ihn ausgedacht? Welcher Ruhm steht ihm wohl bevor?» Auffallenderweise plante Wagner nichts Außerordentliches für seinen Sohn. «Wir wünschen ihm ein bescheidenes Auskommen als Chirurg oder als Architekt.» Man weiß, daß Siegfried keinen dieser Berufe ergriff, die Laufbahn seines Vaters wählte, aber kein ruhmvoller Künstler wurde: das Erbe der beiden Genies erwies sich trügerisch. Seiner Patin bereitete er (1914), wie wir noch erfahren werden, das größte Leid.

Während der Anwesenheit der «chère Trinité» erhielt Wagner den Besuch von Herrn und Frau Sseroff aus Petersburg. Sie kamen zu einem zweimonatigen Aufenthalt auf den Sonnenberg, der damals als Luftkurort bekannt war. Sseroff war ein alter Freund und Anhänger des Meisters. Glasenapp berichtet, daß «dem schlichten, aber tiefen Künstler die exaltierten «ah» und «oh» der Pariser zuwider waren.»¹⁹ Die beiden zurückhal-

¹⁹ Carl Fr. Glasenapp: Das Leben Richard Wagners, III. Bd. 1, Seite 292—293.

tenden Nordländer schienen auch erstaunt, daß es den lebhaften Franzosen gelungen war, Wagner zum Vorspielen aus seinen Werken zu bewegen, denn etwas eifersüchtig bemerkt später Sseroffs Witwe: «Uns war so etwas nicht in den Sinn gekommen.»²⁰

Diese Gäste erregten kaum die Aufmerksamkeit Judiths, umsomehr erzählt sie von einem Abend, wo der Verleger Franz Schott und seine Frau erschienen, die sich durch eine Depesche angemeldet hatten. Gewiß hatte Schott sich als fähiger Mitarbeiter am Wagnerschen Werk erwiesen, er war aber manchmal verdrießlich gewesen der immerwährenden Zuschüsse wegen, die der Meister begehrt hatte, und Wagner konnte diese Zurückhaltung nicht vergessen. Judith erfuhr noch von Cosima, das würdige Paar sei steif und wenig gesprächig, dieser unerwünschte Besuch drohe die sympathische Stimmung, die im Hause herrschte, zu stören. Diesmal überließ es Wagner der erfinderischen Judith, der «gamine», wie sie auch genannt wurde, für anregende Unterhaltung und Ablenkung zu sorgen, denn in dieser Beziehung war sie nicht verlegen.

Schon als Kind besaß sie eine große Vorliebe für die dramatische Kunst, was uns nicht verwundern kann: ihre Mutter war Schauspielerin, die Tante Tänzerin an der Oper in Paris, die Cousine Sängerin. Ihr einziges Spielzeug — sie wollte kein anderes — war ein Puppentheater gewesen. Später veranstaltete sie daheim kleine Theateraufführungen; so war sie wie berufen, an jenem Abend improvisierend als Autorin, Theaterdirektorin und Schauspielerin aufzutreten. Mit ihren Gefährten führte sie ein Bühnenspiel ohne Worte auf, sie «spielten» eine Scharade. Das zu erratende Wort war «Taratane». Die gemimten Szenen stellten symbolisch das ganze Wort dar wie auch jede seiner Silben. Das Stück wurde am Klavier von den Improvisationen Richters untermalt; es war so außerordentlich ergötzlich, daß Wagner Tränen lachte.

Nach der Aufführung, als die Künstler sich umgezogen hatten, traten sie in den Salon ein, und Wagner, um das spassige Spiel

²⁰ In ihren «Erinnerungen an Wagner». Deutsch in der Neuen Musikalischen Rundschau, 1897.

fortzusetzen, eilte ihnen entgegen: «Ach Gott, wo waren Sie denn? Warum kommen Sie so spät? Eben war hier eine Truppe von wunderbaren Schauspielern, die ein höchst drolliges Stück aufgeführt haben. Schade, daß Sie nicht da waren. Nie wird man etwas Aehnliches sehen.»

Die würdigen Besucher, die Ursache des tollen Zeitvertreibs, Herr und Frau Schott, saßen unbeweglich da, hatten sich nicht gerührt, mit größter und ernsthaftester Aufmerksamkeit zugehört, und wahrscheinlich nichts verstanden.

«Ich glaube», schreibt Judith, «daß sie überzeugt waren, das Stück sei ein neues Werk des Meisters, vielleicht ein ungedrucktes Bruchstück aus dem Ring der Nibelungen.»

Aus der Zeit der glücklichen Tage in Tribschen sollen im folgenden noch denkwürdige Ausflüge, Gespräche und Erlebnisse ausführlich erzählt werden.

Besuch des eidgenössischen Schützenfestes in Zug²¹

«Zug! Wir glaubten anfänglich, es wäre ein Ausruf, ein beliebtes Kraftwort der Schweizer, denn wir hörten es so oft in Luzern, von groß und klein, von arm und reich. Fast schien es uns, daß auch die Hunde Zug bellten.»

Die drei Pariser wußten also nicht, was Zug ist. Das ist leicht erklärlich, denn erstens ist Zug nicht eine der größten Schweizerstädte, und zweitens sind die Franzosen nach ihrem eigenen Geständnis in der Geographie nicht sehr bewandert. Warum war damals das Wort Zug in aller Leute Mund? Sehr einfach, weil in jenen Tagen das eidgenössische Schützenfest dort stattfand. Das war ein Ereignis, von dem jedermann sprach.

Die heimkehrenden Schützen diskutierten lebhaft über die Vor- und Nachteile des neuen Vetterli-Gewehres und des Martini-Hinterladers. Sie erzählten auch bedauernd von einem das Fest störenden Zwist, der zwischen St. Gallen und Zug ausgebrochen war. Recht hitzig stritten die Politiker hinter den Bierkrügen wegen der Rede von Bundesrat Dubs beim Fest-

²¹ Einen ersten Bericht darüber findet man in der Pariser Zeitung «La Liberté» vom 24. August 1869, von Judith Mendès unterzeichnet; einen zweiten, vom ersten ziemlich abweichenden hat sie ihren Memoiren einverleibt: *Le troisième rang du Collier* (1909).

bankett, die Anspielungen auf das kommende Konzil enthielt wie auf die Person des Papstes. Der eine hielt die Festrede für einen Volltreffer, ein anderer für den größten Fehlschuß am Schützenfest. Das gemeine Volk sprach mehr von den Herrlichkeiten der großen Budenstadt und rühmte besonders die Bude mit dem «sprechenden, essenden und rauchenden Kopf». Eine Luzerner Zeitung hatte ihren Lesern empfohlen, womöglich das Wunderding zu besichtigen.

Von Zug war also die Rede auf Schritt und Tritt.

Die Aufklärung über dieses Wort erhielten unsere Pariser vom Hoteldirektor, der sie feurig aufmunterte, die Reise zu unternehmen. Auch Wagner empfahl ihnen, «dieses merkwürdige Schauspiel, das die Begeisterung der 22 Kantone auslöst, sich nicht entgehen zu lassen». Der Ratschlag wurde befolgt.

Judith hat eine farbige Skizze von der buntbewimpelten Stadt, der lärmenden Menge der Zuschauer und der Schützen entworfen. Das Bild ist uns Schweizern sattsam bekannt.

Ein gewaltiges Knattern, «wie der Lärm einer schrecklichen Schlacht», lenkte die Schritte der drei neugierigen Besucher zum Festplatz, in der Ebene vor dem Bahnhof, in dessen Mitte sich der schönste Gabentempel erhob, den man bisher gesehen hatte.

In der Nähe des Schützenstandes notiert Judith: «das Zischen und Knallen von tausenden Geschossen, die beständig die Luft durchpeitschten, erzeugt eine merkwürdige Wirkung auf das Ohr. Man meint, von einem Netz vibrierender Stahldrähte umgeben zu sein, und die Täuschung ist so vollkommen, daß man nicht wagt, sich zu bewegen, aus Furcht, sie zu berühren.» Diese Schilderung ist frappant naturgetreu, und es ist nicht erstaunlich, wenn Schriftsteller, die den ersten Weltkrieg im Schützengraben mitmachten, das Maschinengewehrfeuer ganz ähnlich beschreiben wie Judith das Rattern und Krachen der Karabiner am Schützenfest in Zug.

Die weltbekannte Treffsicherheit der Schützen aus dem Lande Tells hat von jeher in vielen Ausländern die Begierde erweckt, den Kranz dieses Ruhmes um die eigene Stirne zu flechten. Auf dem Papier gelingt die Sache leichter als bei einem Match.

Das beweist schon Alexander Dumas, als er seine Reise durch die Schweiz erzählt.²² Auf der Fahrt nach dem Brünig passierte er die Ortschaft Sarnen. Er hört schießen und wittert in der Nähe einen Schützenstand. Dort reicht ihm ein Schweizer eine altmodische Büchse. Der erste Schuß geht fehl, aber schon der zweite ist ein Volltreffer. Dann greift er zu seinem eigenen neuen Hinterladergewehr «système Lefauchaux» und zielt auf eine Tanne, doppelt so weit entfernt wie die Schützenscheibe. Und das Resultat: die Kugel saß tief in der Mitte des Stammes, was das höchste Erstaunen und Bewundern der braven Schweizer erregte.

Daudet erzählt einen ähnlichen Fall, nicht von sich, sondern von seinem legendenhaften Helden Tartarin.²³ Die Geschichte ist so bekannt, daß einige Andeutungen genügen.

Ort: Brienzwiler unterhalb vom Brünig.

Zeit: Sonntagnachmittag.

Handlung: ähnlich wie bei Alexandre Dumas. Tartarin hört schießen. Ein alter uniformierter Schweizergardist von Karl X. führt ihn zum Schützenstand. Der erste Volltreffer gilt der Schützenscheibe. Der zweite durchlöchert die hochaufgeworfene Mütze. Der dritte wäre der Pfeife des Gardisten zugebracht. Tartarin schlägt vor, sie ihm aus den Zähnen wegzuschießen, aber der entsetzte Alte verkriecht sich heulend in der gaffenden Zuschauermenge. Maximales Erstaunen und Bewundern der verblüfften Schweizer wie auch der geheimnisvollen Russen (Nihilisten), in deren Begleitung der ahnungslose Tartarin reist.

In Zug läßt Judith ihren Begleiter Villiers Meisterschütze werden und ihn im Triumph, von einer Blechmusik begleitet, zum Gabentempel und zur Festhütte führen. Erteilen wir der Dame das Wort:

«Ohne uns Rechenschaft zu geben, wurden wir von der Menge gegen einen Stand gedrängt. Zutraulich, wie es sich in einem freien Land geziemt, ruft dort ein Schweizer Villiers etwas ins Ohr, das er nicht versteht. Aber man gleitet ihm einen Karabiner in die Hände, er legt an und zielt lange.» Endlich ein Volltreffer: «die mit einer Triebfeder versehene Schützenscheibe bewegt

²² Impressions de Voyage. Suisse. Alexandre Dumas (père) 1833.

²³ Tartarin sur les Alpes (1885).

sich und begrüßt den Sieger». Eine lärmende Blechmusik begleitet ihn triumphierend zum Gabentempel, «eine bunt bemalte Bude, umgeben von Schaukästen, wo die Preise für die geschicktesten Schützen ausgestellt sind». Und welche Gaben! Ein eingerahmtes Portrait Garibaldi's, eine goldene Brille, ein Silberbesteck, eine Sammlung von Fünffrankenstücken aus der Zeit von Louis-Philippe und viele andere Wunderdinge. Villiers schüttelt sich vor Lachen, die Wahl scheint ihm schwer. Endlich lockt ihn ein Korallenhalsband. Man befestigt noch auf seinem Hut eine bebänderte Erinnerungsmedaille, und nun möchte sich der Triumphator den Beifallsstürmen entziehen. Aber die unerbittlichen Musikanten lassen ihr Opfer nicht los, ein Marsch wird gespielt und fort geht es zur Festhütte, zum Bacchus geweihten Pavillon. Hoch von einem Tisch herab übergibt ihm feierlich der Präsident des Empfangskomitees einen Becher sauren Weines, den Villiers, ohne Grimassen zu schneiden, in einem Zuge leeren muß.»

Ein buntes Gemisch von Wahrheit und Dichtung! In Zug sahen sie Festzüge, begleitet von Blechmusikern. Meisterschützen wurden beim Festwein gefeiert und Preise ausgeteilt. Aber Villiers wird sein Glück in irgend einer Schießbude versucht haben, und seine Gefährten, als sie in der Festhütte auf sein Wohl anstießen, schnitten Grimassen, als sie den etwas sauren Schweizerwein verkosteten.

Am Abend, beim Nachtessen lachte Wagner über die abenteuerliche Erzählung. Um den geschickten Schützen zu feiern und wahrscheinlich als Ersatz für den sauren Festwein, entkorkte er eine Flasche Champagner: «Er ist ausgezeichnet», sagte er, «mein Freund Chandon schickt mir ihn.»²⁴

²⁴ Wir wissen nicht, ob der «geschickte Schütze» beim Nachtessen die bebänderte Erinnerungsmedaille an der Brust zur Schau trug. Folgende Begebenheit läßt es aber als sehr wahrscheinlich erscheinen: Mit Leconte de l'Isle, dem berühmten Schriftsteller, war Villiers Zeuge bei der Heirat von Judith und Catulle. Als nun Villiers den Meister abholte, hielt er ihn vor dem Ausgehen an: «Schauen Sie», sagte er, und seinen Ueberzieher öffnend, wies er würdevoll auf eine lange Reihe von Auszeichnungen und Medaillen, die er von seinen Ahnen geerbt hatte. Die glänzenden Prunkstücke hingen an auffallend farbigen Bändern. Der Meister ließ sich aber nicht blenden, er weigerte sich sogar, mit einem derart geschmückten Zeu-

Die Reise in die Urkantone

An einem Nachmittag, als die Pariser in Tribtschen ankamen, lud sie Wagner unvermittelt zu einem mehrtägigen Ausflug in die Urkantone ein, mit der Bemerkung, der Reiseplan sei schon fix und fertig. Das überraschte sie so sehr, daß sie zuerst nicht wußten, ob sie der generösen Einladung folgen durften. Allein dem Meister wagte man nicht zu widersprechen und Cosima flüsterte Judith zu: «Nehmen Sie an, sonst wäre er beleidigt. Ueberlassen Sie ihm ruhig alles, wenn Sie ihn nicht verletzen wollen.»

Unbekümmert übrigens um die Verlegenheit der Gäste, fuhr Wagner weiter: «Das Wetter ist schön, man darf nicht warten. Wenn es Ihnen paßt, verreisen wir morgen. Wir werden mit der Kutsche fortfahren und Sie um halb sechs Uhr im Hotel abholen.»

Wirklich hielten am frühen Morgen zwei Kaleschen vor dem Hotel und die Fahrt ins Blaue begann.

Wiederum dürfen wir aber von Judith keine Beschreibung der Schönheiten von Land und See verlangen. Es war für sie wie eine Reise in einem beglückenden Traum.

«Welche Wege haben wir zurückgelegt? Welche Landschaften entrollten sich an diesem strahlenden, denkwürdigen Morgen? Ich wäre unfähig, es zu sagen, denn ich gestehe, ich habe nichts gesehen. Das Antlitz des Meisters verdeckte mir die Natur, ich sah nichts anderes. Ich erinnere mich sehr gut, daß die schiefen Strahlen der aufgehenden Sonne Wagner einhüllten und ein Licht auf seine Lippen warfen, es leuchtete bei jeder Bewegung auf und die Worte des Meisters schienen wie Sterne.»

In einer Ortschaft am See — Judith hat den Namen vergessen — schickte man die Wagen zurück und Wagner bestellte das Mittagessen. Die Wirtschaft hatte er sorgfältig ausgewählt; sie war ihm bekannt durch feinst zubereitete Forellen. Er ver-

gen an der Hochzeit zu erscheinen, und Villiers mußte auf die Schaustellung verzichten. (Vgl. *Leconte de l'Isle et ses Amis*, par Fernand Calmettes, Paris, 1902.) Man vergesse aber nicht, daß Villiers aus einer der ältesten und berühmtesten Adelsfamilien Frankreichs stammt, das erklärt einigermaßen seinen kindlichen Stolz.

schmähte kulinarische Genüsse nicht und wir dürfen vermuten, daß der Kochlöffel in seinem Tribschener-Wappen nicht nur «das Symbol der endlich gewonnenen Heimat» bedeutete.

Als man durch das offene Fenster einen Schmied hämmern hörte, erinnerte sich Wagner, wie vor vielen Jahren in Zürich, der gleiche Lärm ihn an der Komposition des «Siegfried» gestört hatte. Fast verzweifelt wollte er damals Papier und Feder wegwerfen, als er durch eine plötzliche Eingebung das Motiv fand: Siegfrieds Zorn auf Mime, den heimtückischen Schmied. Wie ehemals setzte sich nun der heute übermütig gestimmte Meister an das alte Klavier im Eßzimmer und fing an, das gleiche Motiv zu spielen. Jetzt aber, wenn das Hämmern einsetzte, hielt Wagner jedesmal inne und ließ den ahnungslosen Schmied sozusagen auf dem Ambos weiterspielen, und dessen Hammerschläge vollendeten das Thema mit erstaunlicher Genauigkeit.

«Ihr seht», sprach der Meister, «wie genau ich die Zeit bemessen habe und wie der Schlag richtig fällt.»

Der eintretende Wirt mit der Fischplatte unterbrach hierauf diese musikalische Taktprobe.

Gegen Abend brachte der Dampfer die Gäste nach Treib. Das romantische Gelände war in die Strahlen der untergehenden Sonne getaucht, als sie ausstiegen, Wagner wurde alsbald von Leuten aus Treib und Seelisberg umringt und begrüßt. Er hatte, weil er diese wackern Menschen und die Wirtsleute von früher her kannte, das einsame und einfache Gasthaus für die Nachtruhe ausgewählt.

Eine Kahnfahrt beim Mondschein beschloß das Nachtessen. Man ging bis zu einem Felsen, dem eine klare Quelle entquoll, der man viele gute Kräfte zuschrieb, unter andern, daß der Trank beruhige und alles vergessen mache.²⁵ Der Wirt führte den Nachen. Wagner sang zuerst die Barkarole aus dem «Wilhelm Tell». Die Gäste erwiderten mit Liedern aus dem «Fliegenden Holländer» und «Lohengrin», worauf der Meister den Gesang des Schiffsjungen aus «Tristan» anstimmte. Zuletzt wiederhallte der Felsen von Klängen aus dem «Rheingold». Begeistert

²⁵ Die Anwohner von Treib wissen nichts von einer solchen Quelle. Wahrscheinlich fuhr die Gesellschaft nach dem Rütli, und es wurde die Zauberkraft der dort fließenden Quelle angedichtet.

rief Wagner aus: «Nun sind alle Gesänge, die das nasse Element feiern, glücklich verklungen!»

Cosima allein zeigte Lust von der Quelle zu trinken. Judith erklärte, nie würde sie von einem Wasser kosten, das sie diesen schönen Tag vergessen ließe.

Am nächsten Tag weckte Wagner die Schläfer, indem er im Takt der «Marseillaise», die er sang, an die Türen klopfte. Nun hieß es sich beeilen, denn am Mittag sollten sie in Axenstein eintreffen. Bei schönstem Wetter und schon brennender Sonne stiegen sie von Brunnen zu Fuß hinauf. Die Damen pflückten langsam die roten Erdbeeren am Wege. Weit voraus gehend, rief Wagner den Zurückgebliebenen zu, sich zu beeilen. Aber Cosima, müde und fast erschöpft, ruhte ein wenig und bat: «Sagen Sie nichts Judith, der Meister darf es nicht wissen.» Dann erzählte sie, daß sie seit der Geburt ihres Sohnes Siegfried ziemlich leidend und etwas schwach geblieben sei. «Wagner, der Unermüdliche, glaubt immer, man habe die Kraft ihm zu folgen und wäre untröstlich, wenn er wüßte, daß er sich täuscht. Darum will ich die Müdigkeit überwinden und hinaufsteigen.»

Auch Judith, die keine gewandte Fußgängerin war, wird den Aufstieg zum Hotel beschwerlich gefunden haben, wenigstens verraten ihre weiteren Notizen eine leichte Verstimmung. «Wenn man einen scheinbar unzugänglichen Gipfel erreicht und dort einen luxuriösen Hotelpalast vorfindet, wo man von einem befrackten und lächelnden Kellner empfangen wird, ist man sozusagen enttäuscht.» Von dem berühmten Aussichtspunkt hat sie keine Erinnerung bewahrt. «Die Rundschau muß großartig gewesen sein, da man uns so hoch hinaufsteigen hieß, um sie zu genießen.» Einzig der Meister interessierte sie. Dieser war in bester Stimmung. «Hier oben fand er alte Bekannte, alte Diener unter dem Hotelpersonal und spaßte familiär mit ihnen. Das ärgerte Cosima sehr, welche ihn unnahbarer, olympischer gewünscht hätte.» Wahrscheinlich verbarg Judith den gleichen Gedanken, nie aber hätte sie gewagt, ihren Abgott im geringsten zu tadeln.

Die Unterhaltung dauerte weit in die Nacht hinein. Zu Ehren Wagners hatte die Wirtin, welche Judith als «fée Carabosse»²⁶

²⁶ Darunter versteht der Franzose eine häßliche, buckelige Fee, welche die Festlichkeiten durch ihre Gegenwart stört.

kennzeichnet, ein prächtiges Essen zubereitet, und der Champagner förderte die allgemeine Fröhlichkeit.

Die Fahrt über den See nach Luzern krönte am folgenden Tag den Ausflug. Erst nach der Rückkehr gestand Wagner, er habe sich während der ganzen Zeit nicht wohl gefühlt, sich aber wohl gehütet, es merken zu lassen, um die Freude nicht zu stören.

Wagner und Villiers de l'Isle-Adam

Villiers, der seit 1857 im Literatenkreis Parnaß verkehrte, hatte bald nach dem Urteil aller, die ihn kannten, den absoluten Eindruck eines kommenden Genies erweckt. Bis zu seinem Besuch in Tribschen hatte er bereits einen philosophischen Roman und zwei lange Novellen veröffentlicht. Er selber war ein ausgezeichneter Musiker, sang und improvisierte meisterhaft auf dem Klavier und hatte sich für die neue Musik Wagners begeistert. Als philosophischer und religiöser Denker interessierte er sich aber ebenso sehr für den geistigen Inhalt der Musikdramen Wagners, und dem Meister hat er darüber in Tribschen einige Fragen gestellt und sie samt der Antwort nach dem Tode Wagners unter dem Titel «Souvenirs» veröffentlicht.²⁷ Sie folgen hier in etwas abgekürzter Fassung.

Im Herbst 1868 (sic) befand ich mich in Luzern und verbrachte fast alle Tage bei Richard Wagner.²⁸

Der große Neurer lebte sehr zurückgezogen und empfing außer mir nur meine lebenswürdigen Reisegefährten. Ungefähr vierzehn Tage hielt uns sein herzlicher Empfang hier zurück. Die Einfachheit, die humorvolle Unterhaltung, die Zuvorkommenheit unseres Gastgebers machten uns diese glücklichen Tage unvergeßlich. Aus der Vertraulichkeit, die er uns bezeugte, leuchtete seine angeborne Größe hervor.

²⁷ Diese einzige Aufzeichnung von Villiers über den Besuch in Tribschen befindet sich in einem Sammelband von Kurzgeschichten, betitelt «Chez les Passants», im XI. Band der Gesamtausgabe seiner Werke.

²⁸ Die Reise nach Tribschen fand 1869 statt. Wie Judith Gautier hätte auch Villiers schreiben können: «Die Daten, die Zahlen entzwischen meinem Gedächtnis wie durch ein Sieb.» (Vgl. Anmerkung 10.)

Jedermann weiß, wie die Wohnstätte Wagners in Tribschen von Bergen, Tälern, Wäldern und Seebuchten umrahmt ist.

Eines Abends bei anbrechender Dämmerung saßen wir im Salon, wo es schon dunkelte, in Besinnlichkeit und Ruhe versunken, die kaum durch wenige Worte unterbrochen wurde. Unvermittelt fragte ich Wagner, ob er sozusagen durch einen Kunstgriff, durch einen gesteigerten Aufwand an Wissenschaft und Geisteskraft, dazu gelangt sei, seinen Werken Rienzi, Tannhäuser, Lohengrin, dem Fliegenden Holländer, selbst den Meistersingern und Parsifal, mit dem er sich bereits beschäftigte, diesen erhabenen Zauber von Mystizismus zu verleihen, der ihnen entströmte. Dann wünschte ich zu wissen, ob, abgesehen von jedem persönlichen Glauben, er sich genügend als ganz freien Geist fühle, um sich bloß dort als Christ zu äußern, wo der Gegenstand seiner Musikdramen es erfordere. Endlich schien es mir auch, er umfasse das Christentum mit dem gleichen Blick wie die nordischen Mythen, deren Symbolismus er so prachtvoll im Ring der Nibelungen hatte aufleben lassen. Diesen Zweifel hielt ich für berechtigt, war mir doch aufgefallen daß, in einem seiner meisterhaftesten Werke, im berausenden «Tristan und Isolde», die höchste Liebe verächtlich nur einem blinden Zaubertrank zugeschrieben, und der Name Gottes nicht einmal ausgesprochen wird.

Immer werde ich mich an den Blick erinnern, den Wagner aus seinen tiefblauen Augen auf mich heftete.

Er antwortete mir lächelnd: «Aber wenn ich nicht in meinem Innersten das Licht und die lebendige Liebe dieses christlichen Glaubens fühlte, so wäre der Geist meiner Werke nur eine Mache, eine Nachäfferei. Könnte ich so naiv sein, mich kalt für das zu begeistern, was mir im Grunde genommen als eine Heuchelei erscheinen müßte? Meine Kunst ist mein Gebet, und glauben Sie mir, ein wirklicher Künstler besingt nur, was er glaubt, spricht nur von dem, was er liebt, schreibt nur, was er denkt. Diejenigen, die lügen, verraten sich in ihrem Werk, das nun unfruchtbar ist und an Wert verliert. Wer eigennützig und unaufrichtig ist, kann kein wirkliches Kunstwerk vollbringen. Wer es auch sei, der auf niedrige Interessen — Erfolg oder Geld — erpicht ist und in einem angeblichen Kunstwerk einen

erdichteten Glauben heuchlerisch vortäuscht, der verrät sich selbst und schafft nur ein totes Werk. Der Name Gottes sagt nicht, was er auszudrücken scheint. In seiner Entweihung verbirgt sich die Lüge desjenigen, der ihn ausspricht. Das täuscht keinen Menschen, und ein solcher «Künstler» wird nur von Geistesverwandten beachtet, die in seiner Lüge ihre eigene Lüge erkennen. Das erste Anzeichen eines wirklichen Künstlers ist ein feuriger, heiliger, unzerstörbarer Glaube, denn in jedem menschenwürdigen Kunstwerk sind die Werte Kunst und Leben vermischt, wie Körper und Seele eng verbunden sind. Nie kann das Werk eines Ungläubigen das Werk eines Künstlers sein, ihm fehlt stets diese lebendige Flamme, die allein begeistert, erhebt und Kraft und Wärme spendet. Stets wird es ein totes Gebilde sein, ohne den Hauch des Lebens. Aber verständigen wir uns immerhin; wenn einerseits die wissenschaftliche Kenntnis einer Kunst nur geschickte Dilettanten und auch ausgeschämte Nachahmer hervorbringt, so muß doch der wirkliche Künstler diese beiden untrennbaren Gaben besitzen: die Beherrschung der Form und den Glauben. Was mich anbelangt, da Sie mich befragen, vernehmen Sie, daß ich vor allem Christ bin, und daß die Töne, die Ihnen in meinem Werk Eindruck erwecken, im Grunde genommen in meinem Christentum ihren Ursprung haben.»

Das war der genaue Sinn der Antwort, die Richard Wagner mir an jenem Abend gab, und ich denke nicht, daß Frau Cosima Wagner, die dabei war, sie vergessen hat.

Gewiß waren das tiefe und ernste Worte. Aber wie Charles Bandclaire sagte: was nützt es, diese großen, diese ewigen, diese unnützen Wahrheiten zu wiederholen.

Das ist die einzige Aufzeichnung über «die glücklichen Tage» in Tribschen, die Villiers hinterlassen hat, sie ist den Biographen Wagners wahrscheinlich gänzlich entgangen. Selbstverständlich hat der Meister sich nie so vollkommen in französischer Sprache ausdrücken können, wie ihn Villiers sprechen läßt. Dieser hat die Form geprägt, rhetorisch aufgebaut und ausgeschmückt. Man findet auch in seinen Werken da und dort solche Gedankengänge in ähnlichen Ausdrücken, da seine stete Auffassung von der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit

des Künstlers sich mit der von Wagner geäußerten Meinung deckt.

Es kennzeichnet den ideal erhabenen Geist des Dichters, daß «die Erinnerung» an den toten Meister nur dessen künstlerisches und religiöses Glaubensbekenntnis festgebannt hat.

Eine weitere interessante Abendunterhaltung wird von Judith kurz erwähnt.

Villiers hatte Wagner eine Vorlesung aus seinen Werken versprochen. Aus Vergeßlichkeit oder Zaghaftigkeit verschob er aber die für ihn so weihevollen Stunde von Tag zu Tag, und erst auf kategorische Aufforderung hin, nahm er das Manuskript des Einakters «la Révolte» mit an die Abschiedsfeier vor der Abreise nach München.

Judith bemerkt, «daß er mit klarer und hellklingender Stimme vortrug, den Text mit vollendeter Kunst zur Geltung brachte und die Gefühle und Charakter der zwei Schauspieler mit bemerkenswertem Geschick hervorhob.»²⁹

An jenem Abend hörte man seiner feinstilisierten Dichtung würdevoll still zu, mit äußerster Aufmerksamkeit und wachsendem Interesse.

Das Thema des Einakters behandelt den Gegensatz Traum, Ideal und Wirklichkeit. Elisabeth, eine junge, schöne, tugendhafte Frau, begabt mit praktischem Geschäftssinn, aber zugleich höchst ideal veranlagt, ist mit einem Banquier verheiratet, einem unbeschwingten, engherzigen Philister. Eines Abends offenbart Elisabeth, in einem Zwiegespräch mit ihrem Manne, ihre verdrängte Seelenqual in einem plötzlichen Ausbruch der Empörung. Sie entflieht, ist aber unfähig sich von den Banden des Familienlebens, von den gesellschaftlichen Vor-

²⁹ Das unterschied sich vollständig von seiner Redeweise, wenn er improvisierte. Dann sprach er hastig, nervös, beinahe unverständlich. Eine Flut von Ideen brach sich Bahn in abgebrochenen oder unzusammenhängenden Sätzen, in blendenden Gedankenblitzen, begleitet manchmal von einem krampfhaften Lachen. Es schien, als ob der Dichter sich der erdrückenden Last der Ideen möglichst rasch zu entledigen trachtete. In solchen Fällen enträtselten selbst seine Reisegefährten nur mit Mühe den Sinn seiner Rede, während Wagner, der nichts verstand, es seiner mangelnden Kenntnis der französischen Sprache zuschrieb.

urteilen loszulösen, und in der gleichen Nacht noch beugt sie sich wieder unter das Joch.

Nach der Vorlesung sagte Wagner zu Villiers, der vor Freude aufjubelte: «Sie sind ein wahrer Dichter. Ich möchte aber, Sie würden auf die ideale Welt, die für uns Künstler bedeutender ist als die wirkliche, diesen scharfen Blick werfen, mit dem Sie die existierende Welt durchdrungen haben. Ich möchte, Sie würden ebenso lebendige Vorbilder hervorzaubern als diejenigen, die Sie heraufbeschworen haben.»

Wagner scheint also nach dieser einmaligen Vorlesung den Sinn des Stückes nicht ganz richtig erfaßt zu haben. Deshalb erklärte Villiers sofort mit größter Deutlichkeit: «Gerade in der Absicht, dieses Ideal zu verteidigen, habe ich diesen Charakter einer Frau geschaffen. Sie ist mit dem spießbürgerlichsten Mann der Welt verheiratet, der ihre hohen Bestrebungen nicht verstehen kann und der sie quält, ohne es zu ahnen.»

«Ich schuf ein weibliches Gegenstück zu Prometheus», so schloß er. «Er wird von einem Adler zerrissen und sie — von einer dummen Gans.»³⁰

Der König wider Willen

Einige Tage nach ihrer Ankunft in Luzern hatten die drei Franzosen erstaunt bemerkt, wie man im Hotel begann, sie mit außerordentlicher Aufmerksamkeit zu behandeln. Dienstbare Geister standen stets bereit im Gange, ihre Befehle auszuführen. Bei Tische hatte eine flüchtige Bemerkung über die Vortrefflichkeit einer Speise bewirkt, daß an den folgenden Tagen die gleiche Platte, noch köstlicher zubereitet, wieder aufgetra-

³⁰ Eine weitere Vorlesung der «Révolte» fand nach der Abreise von Tribschen in München statt, auf Veranlassung der Gräfin von Mouchanoff, der Freundin von Wagner und Liszt. Ein auserlesenes Publikum spendete dem Verfasser begeisterten Beifall. Der Einakter wurde in Paris im Mai 1870 zum erstenmal aufgeführt, fand Zustimmung und auch scharfen Widerspruch. «Man fand, das Stück verletze die Würde und den Ruf der Börsenleute» schreibt Villiers in seinem Vorwort. Wegen dieser Angriffe verschwand es von der Theateraffiche nach der fünften Vorstellung. Als es 1896 wieder über die Bretter ging, wurde sein Erfolg abgeschwächt, denn

gen wurde. Wenn sie das Zimmer verließen, öffneten sich leise Nachbartüren, und verstohlene Blicke begleiteten sie neugierig. Die unterwürfige Höflichkeit, mit der man sie begrüßte und bei ihrem Vorbeigehen Spalier bildete, war der freien Schweiz unwürdig. Daß ihnen Barken nachfolgten, wenn sie nach Tribtschen fuhren, die bis am Abend vor der Bucht kreuzten, empfanden sie als eine kecke Zudringlichkeit. Selbst in der Stadt löste ihre Gegenwart eine eigentliche Bewegung aus.

Lange Zeit konnten sich die Gäste von Tribtschen, wie auch Wagner und Cosima, das seltsame Benehmen der Leute nicht erklären. So weit stimmen die Berichte der beiden Memorialisten Judith und Catulle überein. Wie aber das Rätsel gelöst wurde, das wird uns verschieden erzählt; Catulle hat sogar zwei Versionen ausgearbeitet. Die Galanterie verlangt, daß wir aber zuerst die Dame anhören.

Als Cosima eines Tages ihre Tochter Senta zur Klavierstunde nach Luzern begleitete, begegnete sie dem Besitzer von Tribtschen. «In Luzern weiß jedermann, daß der König Ludwig II. von Bayern inkognito hier weilt», sagte er, «der Polizeidirektor mit seinem feinen Spürsinn ist sicher, daß er da ist. Er läßt sich von Herrn Frey frisieren und unterhält sich mit ihm über den Meister. Man sah ihn am Schützenfest in Zug und mit seinem Lieblingskomponisten auf einer Reise nach dem Axenstein.»

Auch die Klavierlehrerin wußte das alles und noch etliches mehr. Der König sei mit dem Grafen von Taxis und der Sängerin Adelina Patti hergereist, die in Tribtschen ihre Rolle für das nächste Werk des Meisters einstudiere. Die Fremden hätten den Schiffen den Befehl erteilt, vor Tribtschen zu kreuzen, um den Gesang der berühmten Diva zu lauschen.

Man hielt also Villiers für den König von Bayern, denn er verkehrte beim Coiffeur Frey, Judith war die Adelina Patti, und Catulle verblieb die Rolle des Grafen von Taxis.

«Ein Puppenheim» von Ibsen, das ein ähnliches Thema behandelt, hatte bereits die Gunst des Publikums erworben. Ein moderner Literaturkritiker, René Lalou, bemerkt dazu: «Verglichen mit dem Einakter von Villiers erscheint uns das Stück von Ibsen fad.» (Histoire de la littérature française contemporaine. Paris, Crès & Cie., 1931.)

Als Wagner die Sache erfuhr, complimentierte er seine «chère Trinité». «Sehen Sie, Sie haben nicht nur unsere von der menschlichen Bosheit abgehärteten Herzen gerührt, sondern noch die Köpfe der Luzerner, die gewöhnlich sehr apathisch sind, in Aufregung gebracht.»

Da es unmöglich schien, die öffentliche Meinung aufzuklären, kein Dementi hätte etwas genützt, belustigten sich die Franzosen über die erdichtete Königswürde und freuten sich, im Hotel wie Prinzen bedient zu werden.

Während Judith diese Episode erst im Jahre 1903 erzählt, sandte Catulle kurz nach der Abreise von Luzern nach München (Ende Juli) einen phantasievoll ausgedachten Bericht an die Zeitung «Le National» in Paris, der am 7. August 1869 unter dem Titel «Le roi malgré lui» erschien.

Bei der Abfahrt in Luzern saß in ihrer Nähe ein redseliger, dicker Luzerner, der hartnäckig versuchte mit den schweigsamen Franzosen ein Gespräch anzuknüpfen.

«Aha», sagte der brave Schweizer, «Sie kommen von Luzern. Ich auch. Eine hübsche Stadt. Ich bin dort geboren. Aber da Sie von Luzern kommen, haben Sie sicher den König von Bayern gsehen?»

«Den König von Bayern? Es scheint uns, daß er in München oder Starnberg wohnt und nicht in Luzern.»

«Das sagt man! In Wirklichkeit wohnt er in Luzern. Von Zeit zu Zeit geht er nach München, um zu beweisen, daß er noch lebt.»

«Wirklich?»

«Es ist so, wie ich das Vergnügen habe, es Ihnen zu sagen. Haben Sie vielleicht von einem Musiker Richard Wagner sprechen gehört?»

«Der Name ist uns bekannt.»

«Nun gut! Man sagt der König liebe ihn sehr wegen eines Theaterstücks, in dem ein Schwan vorkommt, wie auf unserm See. Wenn sich der König am Hofe langweilt, besucht er seinen Lieblingsmusiker und dann logiert er in...»

Der Schweizer suchte das Wort. Wir waren so unklug und sagten «in Tribschen.»

«Wie, Sie wissen das?» rief der brave Mann.

«Aber jeder weiß doch, daß Richard Wagner in Tribtschen wohnt.»

«Stimmt ja. Aber niemand ist genau über die Handlungen des Königs von Bayern unterrichtet.»

«Sind Sie zufällig auf dem Laufenden?»

«Selbstverständlich! Bin ich doch der Freund unseres Polizeidirektors.»

«In der Tat! Und könnten Sie uns vielleicht erzählen? ... wir sind so neugierig!»

«Jawohl, Sie haben recht, mein Herr. Hören Sie also! Vor acht Tagen ist der König in Luzern angekommen und inkognito im Hotel du Lac abgestiegen, begleitet von einem jungen Manne, dem Prinzen Taxis, und einer jungen Dame, die zuerst niemand erkannte.»

— Vor zehn Tagen waren wir gerade im Hotel du Lac abgestiegen, mit unserm lieben Reisegefährten Villiers und der jungen unbekanntem Dame. Die Erzählung des guten Schweizers fing an, uns lebhaft zu interessieren. —

«Fahren Sie fort, bitte, mein Herr!»

«Sie begreifen, aus übertriebener List hatte der König das Hotel du Lac gewählt, das weit entfernt von Tribtschen ist. Aber Richard Wagner war so unklug, seinen jungen Freund am Bahnhof abzuholen, das fiel allgemein auf.»

— Der Meister hatte uns in der Tat die Ehre erwiesen, uns am Bahnhof abzuholen. —

«Im Hotel ließ sich der hohe Reisende unter einem Decknamen einschreiben, einem spanischen Namen, der auf «es» endet. Da er nur Deutsch und Französisch sprach, erkannte man sicher, daß er kein Spanier sei. Indessen war man der Sache nicht absolut sicher, aber er verriet sich selbst. Kaum angekommen, sah der König im Salon des Hotels ein Klavier, öffnete es und spielte eine Melodie. Das hörte eine englische Dame und behauptete, es sei Musik von Wagner gewesen. Zwei Stunden später, als ich mit dem Polizeidirektor am Quai spazierte, wies er auf die Villa Tribtschen hin und sprach: ich habe Spürsinn und garantiere, daß der König dort ist. Bald wußte die ganze Stadt, der König von Bayern sei angekommen. Alle

Leute lauerten ihm auf. Die kleine Landzunge, auf welcher das Haus von Richard Wagner steht, wurde Tag und Nacht von Gondeln der Touristen umschwärmt. Jedermann wollte den jungen König sehen. Er aber ließ sich nicht blicken und kam fast nicht mehr in das Hotel. Mit seinem lieben Musiker blieb er im Hause eingeschlossen. Die Leute, die in der Umgebung herumstrichen, hörten bloß die Klänge des Klaviers.»

Ich unterbrach den Erzähler. «Im Grunde genommen sind die Indizien sehr zweifelhaft, nichts beweist sicher, daß...»

«Mein Herr! In Luzern irrt der Polizeidirektor nie! Eine einzige Sache war nun noch unbekannt: der Name der jungen Dame, die den König begleitete. Die tollsten Vermutungen machten die Runde, denn Sie verstehen, um jeden Preis mußte man wissen...»

«Ohne Zweifel, ohne Zweifel! Hat man endlich ihren Namen erfahren?»

«Ja, Herr. Dem Polizeidirektor kommt die Ehre zu.»

«Ich bin gespannt, seinen Scharfsinn zu bewundern.»

«Die junge Dame war Fräulein Adelina Patti.»

— Ich mußte lachen. Der Schweizer fuhr fort:

«Sie war es. Ich weiß nicht genau, wie man es erriet. Aber es war sie. Und ihre Gegenwart in Luzern ist leicht erklärlich. In München wird man eine neue Oper von Richard Wagner auführen. Darin gibt es eine schwierige Rolle, die von Fasolt, so sagt man. Dazu hat der König Fräulein Patti verpflichtet, und sie kam, um mit dem Komponisten die Rolle einzustudieren.»

«Aber, mein Herr, Fasolt ist ein ungeheurer Riese, und ich zweifle, daß Fräulein Patti je einwilligen wird, auf Stelzen die Bühne zu betreten und einen zwei Meter langen Bart an ihr hübsches Kinn zu hängen.»

«Wahrscheinlich wird irgend ein Riese die Rolle übernehmen, während Fräulein Patti in der Kulisse singen wird.»

— Diese hartnäckige Ungläubigkeit rührte uns zu Tränen. Der wackere Mann war augenscheinlich aufrichtig, und es war nötig, ihn aufzuklären. —

«Mein Herr, Sie sind im Irrtum. Der König von Bayern ist jetzt in Starnberg. Wie sehr er auch Richard Wagner bewundern mag, dürfen Sie jedoch nicht glauben, er verbringe sein

ganzes Leben auf der Reise zwischen München und Luzern. Sie sehen hier vor Ihnen die drei Personen, die, ohne es zu wollen, die Neugierde Ihrer Mitbürger erregt haben. Vor zehn Tagen sind wir im Hôtel du Lac abgestiegen und haben in Tribtschen verweilt.» Auf Villiers hinweisend, fügte ich hinzu: «Mein Freund hier ist ebenso wenig der König von Bayern als ich. Und was die Dame anbelangt, heißt sie nicht Adelina Patti, ich darf sogar behaupten, daß sie ihr gar nicht gleicht.»

Da wurde der gute Schweizer bleich und schien einer Ohnmacht nahe. Endlich stieß er einen unverständlichen Fluch aus und stammelte: «Wenn ich gewußt hätte... Entschuldigen Sie... Ich hätte nie gewagt...» In diesem Moment hielt der Zug. Der brave Mann stürzte zum Wagen hinaus und entzog sich den Blicken des vermeintlichen Königs von Bayern.

Anders erzählt Catulle den Vorgang im Jahre 1886, als er sein Wagner-Buch veröffentlichte.

Die übertriebene Zuvorkommenheit der Bedienten sei ihm lästig geworden. Da habe er den Hoteldirektor ersucht, ihn und seine Gefährten gleich wie die andern Gäste zu behandeln. Der Direktor habe dann eine Miene angenommen, als ob er begreife, was man von ihm verlange und geantwortet: «Königliche Hoheit, der Wunsch Ihrer Majestät ist für uns ein Befehl. Da Sie es wünschen, werden wir Ihr Inkognito respektieren.»

In verschiedener Form stimmen, im Grunde genommen, die drei Versionen überein: Höchst wahrscheinlich ist aber, daß Catulle, aus purer Eitelkeit, sich die Rolle des Königs zugesprochen hat.

Diese nüchterne Erzählung aus dem Jahre 1886 steht im grellen Gegensatz zu dem übermütigen, lebhaften Ton des Zeitungsberichts vom 7. August 1869. Damals schied Catulle höchst zufrieden von Luzern, in übersprudelnder Begeisterung für den Meister eingenommen. Da kam der Krieg von 1870/71. Aufgepeitscht durch die sich überstürzenden, unerwarteten Ereignisse und durch den Triumph Deutschlands, schrieb Wagner die gesalzene und gepfefferte Posse «Eine Kapitulation», welche Catulle und viele Franzosen aufs höchste erbitterte. Nun brach er jede Beziehung zu ihm ab und betrachtete ihn als Feind, obwohl er fortfuhr, sein Werk zu bewundern.

Erstaunen wir deshalb nicht, wenn diesmal die Erzählung des gleichen Vorfalles nüchtern und kalt ausgefallen ist.

Zu dem gleichen Wagner-Buch von Catull bemerkt Glasenapp, «daß selbst das Bild der Persönlichkeit Wagners darin die Grenzen der Karikatur nicht selten berührt, ja übersteigt.» Es war die Rache des beleidigten Franzosen nach der «Kapitulation», wenn er beispielsweise schreibt, er habe Wagner nach der Erstaufführung des Tannhäuser in Paris «im höchsten Grad der Erbitterung gefunden: einen zornigen Kater, mit gesträubten Haaren und hervorgestreckten Krallen». Diese und ähnliche Aeüßerungen über Wagner als Echo auf die «Kapitulation» zeigen, wie die Kriegspsychose gute Freunde entzweit.

Anders als Catulle zeigt Judith Verständnis und Entschuldigung für das Verhalten des Meisters. Sie schreibt in ihren Memoiren: «Es ist augenscheinlich, daß er mit seinem heftigen Charakter durch die Ereignisse lebhaft beeindruckt sein mußte. Der Gedanke der Einheit Deutschlands mußte ihn leidenschaftlich begeistern. In einem solch kritischen Moment sehe ich ihn nicht ungern, ich gestehe es, als einen fanatischen Patrioten, wie jeder Franzose es auch war.»

Judith erlebte 1914. Zum zweiten Mal befand sich nun Frankreich im Krieg mit dem Lande Wagners. Trotz der drohenden Invasion floh sie nicht aus Paris. Aber sie brach zusammen, als das Manifest der 93 deutschen Intellektuellen bekannt wurde.³¹ Dort stand — für sie in flammenden Lettern — auch der Name des Sohnes Wagners, Siegfrieds, ihres Patenkindes. Obwohl sie (1870) die Haltung des Meisters weitherzig verstanden hatte, verletzte es sie diesmal tödlich, daß Siegfried dem Inhalt des Manifestes beigestimmt. Nun verließ sie Paris und zog sich in ihre einsame Villa in der Bretagne zurück, um dort die letzten Tage zu verbringen.

Die Menschen hatten sie enttäuscht, aber stets war sie eine große Tierfreundin geblieben. Als sie eines Tages unter den

³¹ Es erschien im Oktober 1914 unter dem Titel: An die Kulturwelt. Diese deutschen Intellektuellen (Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler) leugneten, daß Deutschland den Krieg entfacht und die Neutralität Belgiens und Luxemburgs verletzt habe. Auch behaupteten sie, die deutsche Kriegsführung entspreche vollkommen dem Völkerrecht.

Bäumen des Gartens die Mahlzeit einnahm, fiel eine junge Amsel auf ihren Teller. Sie pflegte und zähmte das Tierchen und mit größter Geduld brachte sie ihm drei Melodien aus den Werken Wagners bei. So verlernte die Amsel ihre gewohnten Triller, flötete bunt vermischt die drei Melodien, so daß zuletzt auch die andern Amseln des Gartens «Wagnerianer» wurden. Wenn Judith von ihrer Tierfreundlichkeit sprach, pflegte sie zu sagen: «Was wollen Sie, die Tiere täuschen weder in der Liebe noch in der Freundschaft; nur sie sind ehrlich. Sogar die wilden Enten haben keine Federn, um Manifeste zu unterzeichnen.»³²

³² Vergl. Dita Camacho, Opus. cit. Seite 183 und 187.